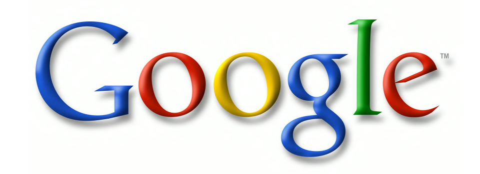




Rudolf Herzog
Das goldene Zeitalter




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Rudolf Herzog

Das goldene Zeitalter
Roman. 7. u. 8. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Adjutant
Roman. 7.—10. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Graf von Gleichen
Ein Gegenwartsroman. 14.—18. Auflage
Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Die vom Niederrhein
Roman. 31.—35. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Das Lebenslied
Roman. 37.—42. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Die Wiskottens
Roman. 50. (Jubiläums-)Auflage. Mit Porträt des Verfassers
Geheftet M. 6.— In Leinenband M. 7.—
—„— —„— 66.—70. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Der alten Sehnsucht Lied
Erzählungen. 8. u. 9. Auflage
Inhalt: Deutsch und Fremd — Giuditta Africana — Auf der Fahrt nach dem Glück — Der Gruß des Lebens — Zweiter Frühling — Frühlingsabend
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Der Abenteurer
Roman. Mit Porträt des Verfassers. 31.—35. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Hanseaten
Roman. 46.—50. Auflage
Geheftet M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Es gibt ein Glück . . .
Novellen. 21.—25. Auflage
Inhalt: Die Schwestern — Die Väter — Der getreue Eckart — Sommermärchen — Klänge aus der Ferne — Heimat
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Gedichte. 2. Auflage
Geheftet M. 2.50 In Leinenband M. 3.50

Die Condottieri
Schauspiel in vier Akten. 3. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Auf Nissenskoog
Schauspiel in vier Akten. 2. Auflage
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

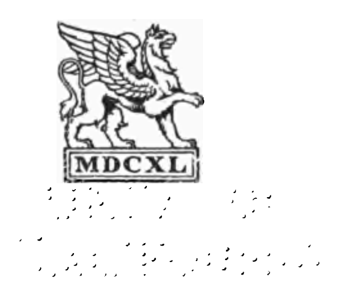
Das goldene Zeitalter

Roman

von

Rudolf Herzog

7. und 8. Auflage



Stuttgart und Berlin 1911
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Zwölf Jahre sind es, daß meine Jugendromane „Das goldene Zeitalter" und „Der Adjutant" den ersten Ausflug ins Leben taten. Durch junge Sonne und Frühlingsstürme schlugen sie sich, ungeleitet, hindurch. Der sie in die Welt sandte, vergaß sie fast über neuen, frohen und ernsten Kämpfen. Nun ist auch ihnen die Heimat geworden; die Heimat, in der sie die Geschwister fanden: der Cotta'sche Verlag. Gott segne euch die Heimat und schenke euch die Freude unverminderter Jugend.

Frühling 1908

Rudolf Herzog



I

Ihr Diener, Herr Eisenhart. Wieder mal das Vergnügen?"

„Wahrhaftig, Herr Direktor, das Vergnügen ist gegenseitig."

„Na, alte Knaben wie mich sehen Sie doch täglich zu Dutzenden," meinte der andere gemütlich und schüttelte kräftig die Hand des jungen Mannes. „Bilde mir durchaus nicht ein, etwas Interessantes für so ein verwöhntes Malerauge an mir zu haben."

„Doch, doch, den Nimbus!"

„Den Nimbus? Spötter! Heute kann man mit Afrikareisenden die Straßen pflastern. Und dabei rangiere ich nur unter die niedere Kategorie, wissen Sie. So was: veredelter Sklavenhändler, moderner Impresario antiker Völkerstämme. — Hat sich was mit Nimbus."

„Sie mißverstehen mich gründlich," versetzte der Maler mit einem fröhlichen Spitzbubenlächeln. „Was gehen uns augenblicklich wohl die Herren an, denen wir die Kunde verdanken: das Mondgebirge mißt so und so viel Schuh, und der Kongo besitzt so und so viele Nebenflüsse? Aber Sie! Donnerwetter auch. Sie bringen uns statt Begriffen das Leben! Und was für eins! Gestern Äthiopier, heute Beduinen. Und was

nun gar abmalen! Natürlicherweise im Kostüm. Trotzdem. Ein Blick voll Hoheit und Kälte — und der kühne Frager steht da, als ob er ein Kupplergeschäft hätte auftun wollen. So was von frischgewaschener Hoheit anderen Erdenkindern gegenüber gibt's nirgendwo, nicht mal drüben überm Kanal. Was bedeuten wir Maler gegen einen Vollbluthamburger, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts! Was ist Maler? fragen diese Kaffeesäcke, und, verdammt, man schickt nach uns, um ein Schild zu bestellen: ‚Hier ist das Transitlager von Senator Peters' oder ‚Achtung, Fußangeln!'"

Der Impresario lachte, daß er fast ein Zigarettenende verschluckt hätte.

„Und Modelle?" hustete er. „Sie werden doch wenigstens sogenannte weibliche Berufsmodelle haben?"

„Berufsmodelle? Weibliche? In Hamburg? Aber selbstverständlich! Drei, ja, ja, drei sogar, wie beim Militär. Eins für die Offiziere, eins für die Unteroffiziere und eins für die Mannschaften — wollt' sagen: für die Herren Professoren, die übrigen Maler und die Kunstjünger. Alle drei prächtige Mädchen, wenigstens vor dreißig Jahren sicherlich noch. Das kann Ihnen mein Großvater beeiden."

Er war von seinem Pflock heruntergesprungen, da sich die Menge der Zuschauer am Beduinenlager vergrößerte und die Vorstellung gleich beginnen sollte, und streckte dem Impresario die Hand hin.

„Käme ich nicht eben erst von Düsseldorf, Direktor, ich liefe spornstreichs wieder hin. Na, also adieu denn, Sie letzte Rettungsplanke. Ich werde mich inzwischen

zum Blumenmaler ausbilden. Das verleiht was Pastorales, und das lieben die Hamburger."

„Leben Sie wohl, Herr Eisenhart, und warten Sie ab. Das nächste Mal bring' ich Ihnen eine Kollektion blendendweißer Tscherkessinnen."

„Bis dahin werde ich längst Fußböden streichen," nickte der Maler trübe, „vorausgesetzt, daß die Parkettböden nicht noch das ganze Malergeschäft verderben. Im Geist seh' ich mich also schon einen Tanzsaal wichsen."

„Adieu, Meister vom Pinsel, ich muß ans Geschäft."

„Adieu, Mann mit dem Nimbus, ich nicht." — —

Ernst Eisenhart hatte heute für die Evolutionen des Beduinenvolks keinen Sinn. Er drängelte sich gemächlich durch die Reihen des Publikums, mit dem Phlegma des Hanseaten, der sich überall zu Hause fühlt, und blickte nur einmal scharf zurück, weil er ein paar spöttische Augen auf sich gerichtet glaubte. Aber schon versperrte die nachrückende Menge die Aussicht. Nur eine Fülle roten Haares sah er noch, schwere, um den Hinterkopf geschlungene Flechten, die in der Sonne wie flüssiges Gold erschienen. Dann wurden auch diese verdeckt durch einen vierschrötigen Ewerführer, an dessen breiter Rückenfläche Eisenhart nichts Malerisches finden konnte. So wandte er sich denn um und verfolgte seinen Weg.

Er befand sich in einer sonderbaren Laune. Zuerst wollte er sich vorspiegeln, seine Stimmung wäre eine rosenrote, da die junge Frühlingssonne so lustig auf dem Kieswege tanzte und das Fell der wilden Bestien, die vor Behagen schnurrend in ihren Außenkäfigen

lagen, wie geschorenen Samt erglänzen ließ. Als er sich aber dabei ertappte, wie er einem blinzelnden Löwenweibchen eine fürchterliche Grimasse schnitt, da merkte er, daß es nur Galgenhumor sei, was ihn erfüllte.

„Wenn's nur Humor ist," knurrte er vor sich hin, „auf die Art soll's mir nicht ankommen. Ein armer Teufel wie ich darf auch im Humor nicht wählerisch sein und muß Gott für alles danken."

Er schlenderte bis zur Restaurationshalle, wo er sich niederließ und nach einem Glase Bier winkte. Dann pfiff er leise in den Tag hinein und starrte in die Luft, als wollte er den Horizont durchbohren und ferne Gegenden vor sich auftauchen lassen. Und er sah sie, die fröhliche Stadt am Rhein, sein altes, geliebtes Düsseldorf und das mächtige Akademiegebäude, in das so viele glänzende Träume von lorbeergrünem Ruhm einziehen, wie es Kunstschüler beherbergt. Und die winklige Ratingerstraße tauchte vor ihm auf mit ihren zahllosen kleinen Kneipen, in denen der Kredit so groß war wie die Portionen Leberknödel mit Sauerkraut. Und das Bier, dieses helle, schaumlose, bitterliche rheinische Bier, ein Greuel für fremde Barbaren, aber die Wonne des trinkfesten Kenners. Ah, ah, wie selbst die Erinnerung daran gut tat. Dann begrüßte er die in Patina blinkende Reiterfigur Jan Willems auf dem Markt, an dem sich das finstere Wachtlokal seligen nächtlichen Angedenkens erhob, und am Eingang zum herrlichen Hofgarten das Denkmal des großen Zeichners Cornelius, den man immer noch im jugendlichen Übermut für die seit ihm in Düsseldorf eingeführte lang-

wierig akademische Art des Zeichnens mit einer Nachtmütze schmückte, während man aufmunternd der zu seinen Füßen sitzenden religiösen Figur ein altes Kommersbuch in die Hand drückte und die schwerbusige Muse der Kunst mit dem Reklameplakat versah: „Kräftige Amme vom Lande empfiehlt sich. Auch für Erwachsene."

„O Düsseldorf!"

Eisenhart mußte sich durch einen tiefen, tiefen Zug aus seinem Seidel stärken. Dann gedachte er des ewig heiteren Menschenschlags, der ihm so schnell geholfen hatte, sein kühles Hamburgertum auszuziehen und sich in einen überschäumenden Gesellen zu verwandeln. Und die Mädels, diese rheinischen Mädels mit den ewig beweglichen Augen und Mäulchen. Wie manche hatte ihm in ihrem kitzelnden Dialekt zugeflüstert, wenn er im alten Samtkittel sie um die Taille nahm und ihr Lippen und Ohrläppchen küßte: „O du süße, dreckige Jung . . ." Heiliger Lukas, der ganze Himmel voll Baßgeigen! Und erst die Kameraden, das niederträchtigste, strahlendste Gesindel von Akademikern, das je sich zusammengefunden, mit dem großen Loch in der Tasche und in der Kehle. Die engere Korona, mit dem einzigen Frack als Gesamteigentum von zwanzig breiten und schmalen Rücken, diesem Wanderkleinod, das angestaunt, gehegt und gepflegt wurde wie ein Fetisch. Vor den man die jungen Neulinge führte, um sie in stillem Gebet für seine ewige Jugend und Gesundheit zu vereinen. — O Düsseldorf!

Der Maler hatte seine Füße weit von sich gestreckt.

Jetzt zog er sie mit einem kräftigen Ruck zurück, denn gerade war ein Spaziergänger darüber gestolpert, der ihm seine gutgemeinte Entschuldigung mit einem wütenden Blick dankte. Und fort waren seine Träume. Er befand sich wieder in seiner Vaterstadt Hamburg, in die er, der Achtundzwanzigjährige, zurückgekehrt war, um bei seinem Erzeuger ein Freilogis zu beziehen und sich in der goldschweren Stadt für seine Bilder einen Markt zu suchen. Aber das Geschäft wollte nicht florieren. Die Leute, die Geld hatten, kannte er nicht. Und sie ließen ihre Porträts von auswärtigen Künstlern und Trägern von Namen malen. Die Leute aber, die er das Glück hatte zu kennen, hatten kein Geld und ließen ihre Bildnisse weder von einheimischen noch auswärtigen Künstlern verewigen. Da ging es seinem Freund und Landsmann Dietrich Vilmar besser. Aus einem großen Handelshause gebürtig, konnte der Kerl malen, was er wollte — er verkaufte es; Sünderinnen und Heilige, Interieurs von Kirchen und selbst Interieurs von jenen dunkeln Orten, von denen sein Lieblingsdichter Busch so schön sagte:

„Schweigen will ich von Lokalen,
Wo der Böse nächtlich praßt —“

Na ja, der Vilmar hatte ein größeres Talent, das erkannte er neidlos an. Aber wenn nur nicht diese beständige Geldklemme gewesen wäre, dieser Mangel am Notwendigsten. Nicht mal ein Modell konnte er sich lange leisten, und ein hübsches Gelegenheitsmodell erst recht nicht. Wahrhaftig, er fühlte es, es lag an der beengten Situation, daß sein Genius nicht kräftiger

die Flügel regte. Die Geschichte mit dem Phönix und der Asche kam ihm heute doch sehr apokryph vor. Jawohl, Asche! Er hatte keine.

Er rief den Kellner und zahlte. Denn es fiel ihm plötzlich ein, nach der Gesellschaft für Reklamesäulen zu gehen, die für mechanischen Betrieb reizende Bildchen brauchten von Jungfrauen, die ihre zweiunddreißig weißen Zähne fletschten, um Stimmung für ein konservierendes Mundwasser zu machen, oder von Säuglingen, die infolge ihrer Ernährung mit Fleischpepton zu platzen drohten. Dort gab es noch Gold und Ehre zu verdienen. „Hic Rhodus, hic salta," knirschte er ingrimmig und zog den dunklen Schnurrbart zu der gebogenen Nase hoch. Den Kalabreser auf dem vollen, schwarzen Haar, die kernige Gestalt fest ins Jakett gepreßt, wollte er das Rundell verlassen, als er stutzte. Über den Kiesweg schritt eine hoheitsvolle Frauenfigur, in einem frühlingsduftigen Kleid. Jeder Nerv in ihr Leben, jede Bewegung ein volles Atmen. Eisenhart sah nur das Profil ihres schmalen Gesichtes, eine antike Gemme, überflutet von einer Woge leuchtendroten Haares. Jetzt mußte sie seinen bewundernden Blick gefühlt haben, denn sie wandte langsam den Kopf, sah ihn aus großen, meergrünen Augen — er hätte auf das Grün schwören mögen — eine Sekunde an und ließ ein ganz leises, spottendes Lächeln um ihre Lippen zucken. Dann war sie vorüber.

Dem jungen Maler stieg eine brennende Röte in die Stirn. Weshalb lachte die Dame über ihn? Zum zweiten Male glaubte er heute morgen schon dies leis

mokante Lächeln zu bemerken. Kannte sie ihn? Hatte er sich vielleicht in ihrer Gegenwart einmal hervorragend ausgezeichnet? Mehr getrunken als unbedingt nötig? Aber das hätte er doch wissen müssen! Solch ein Gesicht, solch einen Venuskörper vergißt man nicht; und säh' man solche Schönheit im Weinrausch, man würde auf der Stelle ernüchtert sein, um sich an dem Wunder der Schöpfung aufs neue berauschen zu können. — Oder hatte er vielleicht sein farbenprächtiges Schnupftuch zur Tasche heraushängen, einen schwarzen Fleck im Gesicht oder ein Manko am Beinkleid? Alles das nicht. Sämtliche Nähte am ganzen Anzug waren in tadelloser Harmonie, das Antlitz — wie ihn ein Blick in den Taschenspiegel belehrte — nur von einer einzigen Tinte beherrscht, als hätte man ihn großen Menschen beim Apfeldiebstahl erwischt, und das Schnupftuch — natürlich, das hatte er zur Abwechslung mal wieder im Atelier liegen gelassen. Also was war's? Er dachte angestrengt darüber nach, bis er wütend wurde.

„Der Teufel auch! Sie wird dich nicht gleich heiraten."

Das Bewußtsein von der Richtigkeit des Satzes erheiterte den Maler auf der Stelle. Er zündete sich schmunzelnd aufs neue seine Zigarre an, die er im ersten Schreck hatte ausgehen lassen, und verließ schnell den Zoologischen Garten. Draußen bestieg er die Straßenbahn, um auf kürzestem Wege in die Gegend der Börse zu gelangen. Dort, um einige Häuser entfernt, befand sich das Bureau der Reklamesäulengesell-

schaft. Nachdem er sämtliche Heiligen gegen Sankt Lukas zu Zeugen aufgerufen hatte, daß er nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, im Begriffe stände, die edle Malerkunst nach dem Quadratfuß zu verhandeln, betrat er frohgemut wie ein Mann, der sich in des Lebens Launen zurechtzufinden weiß, das Bureau.

Die Schreiber sahen bei seinem Eintritt kaum auf. Sie handhabten ihre großen Hauptbücher wie Aufladeknechte und stürzten sich mit ihren Federkielen auf das Papier, als gelte es, eine Türkenschlacht zu schlagen. Nur zwei Jünglinge im zarten Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren sorgten für eine Ausnahme. Sie hockten an dem Pulte, das der Tür zunächst stand, hielten es aber für unter ihrer Lehrlingswürde, dem Wunsche des Fremdlings, dem Prinzipal gemeldet zu werden, sofort nachzukommen. Daß er nicht zur Hamburger Kaufmannschaft gehörte, das sah ja ein Blinder, und was nicht zur Hamburger Kaufmannschaft gehörte, das — konnte warten.

So stand denn Eisenhart, den Kalabreser unterm Arm, an der Tür und beobachtete mit scheinbar hohem Interesse die beiden Jünglinge, die in ihren Sträflingsjacken mit kurzgeschorenen Häuptern hoch oben auf ihren Drehsesseln thronten und sich damit verlustierten, sich tintengetränkte Löschblattkügelchen gegenseitig an die Nase zu schnellen. Dies amüsante Hin und Her nahm schon etliche Minuten in Anspruch, bis plötzlich der eine der wackeren Kämpen bei einer zu hastigen Bewegung die Balance verlor und unfehlbar vom Sitzbock gestürzt

wäre, wenn ihn nicht Eisenharts Hand blitzschnell beim Genick aufgefangen hätte.

„Was für einen schönen Hals Sie doch haben," sagte er freundlich und drückte mit den Fingern etwas stärker, als zur Befühlung eines so diffizilen Muskels eigentlich vonnöten war. „Hm, ob ich auch Ihre übrigen Körperteile auf ihre Widerstandsfähigkeit prüfe, oder ob Sie mich vorläufig mal dem Herrn Prinzipal melden? Wie kalkulieren Sie?"

Die Buchhalter und Schreiber hatten erstaunt aufgeblickt. Aber schon war der Lehrling im Privatkontor verschwunden, während sein Amtsgenosse fast bäuchlings über dem Pulte ausgebreitet lag, um mit feierlicher Miene das letzte Kopierbuch zu registrieren.

Wenige Augenblicke darauf stand Eisenhart vor dem Chef der Kompanie, einem kleinen ergrauten Mann.

„Mein Name ist Eisenhart, Ernst Eisenhart, Maler," sagte er mit einem Tone, dessen umfangreiche Kraft den Hörer von vornherein über die hohe soziale Stellung des Besuchers aufklären sollte.

„Und trotzdem kommen Sie zu uns?" lächelte der Graue halb wehmütig.

Das versetzte der Biederkeit des Malers einen Stoß. Er trat einen Schritt näher an den alten Herrn heran und sagte gutmütig: „Ah Herr —"

„Konsul Striebel," schaltete das Männchen mit dünner Stimme ein.

„Also, Herr Konsul, Sie dürfen mich nicht gleich für hochfahrend halten, wenn ich meinen geliebten Beruf etwas stark betonte. Aber wenn man genötigt

ist, seine Kunst, statt auf ihr gen Himmel zu fahren, in der Jugend schon zu melken wie ein Stück Rindvieh —"

„Eine Kuh," verbesserte der Kleine flüsternd.

„Nun ja," entgegnete der andere, durch solche Pedanterie etwas aus dem Konzept gebracht, „ich dachte, auch die Kühe rangierten in ihrer Jugend unter 's Rindvieh. Aber wie dem auch sei, wenn man dermaßen genötigt wird, so klammert man sich gern an das Wort ‚Maler' wie an die letzte Stütze."

„Kenn' ich, kenn' ich," nickte der Graue trübe, „das sagen sie alle."

Eisenhart fuhr zusammen. Er war der festen Ansicht, etwas Originelles und doch Männliches gesagt zu haben, und nun kam dieser kleine, alte Herr und flötete ihm mit kindlicher Stimme das letzte Restchen Butter vom Brote herunter.

„Nun, wenn es alle sagen," bemerkte er dann trotzig, „so muß es also wohl wahr sein."

„Womit kann ich Ihnen dienen?" flüsterte der alte Herr, als begänne er eben erst das Gespräch.

„Ich möchte Ihnen dienen, Herr Konsul," antwortete Eisenhart schnell, denn es drängte ihn in die freie Luft. „Ich habe über sechs Jahre Akademien besucht, male seit zwei Jahren für mich und denke, Ihnen prächtige Farbenkartons für Ihre Zwecke liefern zu können."

„Das sagen sie alle," kam es trostlos über des Alten Lippen.

Jetzt war es mit des Malers Selbstbeherrschung zu Ende.

„Ja, wenn das alle sagen,“ bemerkte er scharf und wandte sich zur Tür, „dann bin ich naturgemäß mit meiner Selbstempfehlung überflüssig. Ich bitte also, mein Hiersein als puren Höflichkeitsbesuch zu rechnen, meinetwegen als lebendiges Interesse für Ihr — Ihr — Kunstinstitut.“

Er verbeugte sich und griff nach der Klinke.

„Warten Sie,“ hauchte die hohe Stimme hinter ihm.

Eisenhart zögerte und schielte etwas nach dem Wandschrank, aus dem der Konsul eine große Mappe hervorholte. Er hörte eine Zeitlang nichts als das Knistern von Papier. Endlich brach der Chef die Stille.

„Hm, hm — die neue Austernbank bei Helgoland; dann — dann auch noch die neue Importfirma in südfranzösischem Eingemachtem. Nun, versuchen wir es, Herr Eisenhart.“

„Bitte sehr?“ Der Besuch hielt den Atem an.

„Also eine hübsche Komposition von recht leckeren, frisch geöffneten Austern, mit goldigen Zitronenscheibchen garniert. Man sieht den Saft —“

Dem Maler lief das Wasser im Munde zusammen. Er würgte nach einem Wort.

„Ferner,“ flüsterte der Alte weich, „ein köstliches Stillleben junger Artischocken, Erbschen, Spargelchen, süße Herzkirschen —“

„Erlauben Sie,“ unterbrach ihn Eisenhart mit Anstrengung, „haben Sie nicht zufällig Aufträge auf was Weibliches, Zigarettenmädchen oder Büglerinnen mit Patentstärke? Denn, ehrlich gestanden, ich fühle mich

als Mensch und Künstler Austern und Artischocken gegenüber nicht stark genug."

„Und was Weibliches würde Ihrem Pinsel weniger Qualen verursachen?" lächelte der Alte wehmütig.

Eisenhart fuhr sich mit dem Rockärmel über die Stirn.

„Gut," sagte er, „ich werde Sie zufriedenstellen. Die Leute sollen sich um Helgoländer Austern und Herzkirschen reißen."

„Fünfzig Mark das Plakat," fuhr das Männchen unbeirrt fort. „Die Größe ist sechzig zu vierzig Zentimeter. Mehr können wir nicht zahlen."

Eisenhart nickte und griff wiederum zur Türklinke.

„Und wenn Sie mir gelegentlich ein türkisches Zigarettenmädchen malen wollen, so steht dem nichts im Wege. Nur nicht allzuviel Kostüm." —

„Dann ist es aber teurer!" brauste der Maler auf. Er versuchte stürmisch, sich auf den Geschäftsmann herauszuspielen.

„Nun, sehen Sie zu," lispelte das Gegenüber.

Eisenhart fuhr ein Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke von so himmlischer Schönheit, daß sich ihm die Wangen röteten.

„Eine Frage noch, Herr Konsul. Könnte ich vielleicht zu den Austern und dem Eingemachten einige — einige Modelle erhalten?"

„Gewiß," versetzte der Alte freundlich. „Ich habe da gerade ein paar sehr schöne Abbildungen ..."

„Danke," fiel ihm der Maler hastig ins Wort. „Bemühen Sie sich nicht. Den Genuß mal' ich mir ja selber."

„O, sie sind sehr naturgetreu ..."

„Nein, nein. Danke wirklich. Empfehle mich bestens, Herr Konsul.“

Den Göttern Dank, er war draußen. Im Portal des Hauses blieb er stehen, um aufs gründlichste Atem zu schöpfen. Er ärgerte sich, daß er da drinnen gewesen war — aber die drei Blätter, das Stück zu fünfzig Mark, hm, er pinselte sie alle zusammen in drei Tagen herunter. Es war wenigstens ein Auftrag, ein bezahlter Auftrag. Zwar wenn er an die Motive dachte, die sein Pinsel verewigen sollte, an ihre Bestimmung — er sah sie im Geist schon in den Grünkramkellern und Barbierstuben hängen — da wurde ihm sehr beschämt zu Mut. Ja doch, sehr beschämt. — Ob ihm das in der Kunst aufwärts half? Zu der Schönheit, die ihm Flügel geben sollte?

„O, verflucht,“ knurrte er in sich hinein.

Zwei Damen gingen an ihm vorbei. Wie vom Blitz getroffen starrte er der einen nach, der großen, majestätischen, mit dem leuchtenden Rot der Haarflut. Aber die andere, die kleinere, mit den schlanken, lieblichen Formen? Die mußte er doch kennen? Wer war doch dieser bewegliche Schwarzkopf? Cousine Tina! Aber natürlich! Tina König, seine kleine, lustige Cousine! Schade, daß der Großkaufmann König den Verkehr seiner Tochter mit den vom Mißgeschick verfolgten Eisenharts nicht gern sah, mit den armen Eisenharts, Vater und Sohn. Aber begrüßen mußte er das süße Geschöpf, und wäre es nur, um einen Blick von ihrer königlichen Begleiterin zu erhaschen. Schon war er in ihrer Nähe und schritt jetzt, tief den Hut ziehend, an ihnen vorüber.

„Ah, guten Tag, liebe Tina. Diener, gnädiges Fräulein."

„Guten Tag, Ernst," lachte es hinter ihm her.

Noch zwanzig Schritte hielt er es aus. Dann wandte er den Kopf. Aha, die Große fragte die Kleine aus. Er hatte also Interesse erweckt. Nochmals zwanzig Schritte, und wieder flog der Kopf herum. Die Augen der beiden Mädchen trafen die seinen. Da winkte er fröhlich mit dem Hut und bog in eine Nebengasse ein, um zu seinem Atelier zu gelangen. Beduinen, Austern und Südfrüchte waren vergessen. Er sah nur die Sonne und den jungen Frühling. Und die alte Düsseldorfer Stimmung kam über ihn, das selige Bewußtsein, jung, kräftig und ein Künstler zu sein.

Und er pfiff marschmäßig mit urwüchsiger Betonung:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter. — — —

Als er die Mietwohnung seines Vaters, den er als fleißigen Makler kaum zu Gesicht bekam, erreicht hatte, klopfte er der alten Aufwärterin, die seit dem Tode der Hausfrau die Wirtschaft führte, kosend auf die Backe.

„Donnerwetter, Trude, ein stattlicher Kerl sind Sie. Nur eine fünfundzwanzig Jahre weniger, meinethalben dreißig, und rotes Haar, wissen Sie, rotes Haar. Wer weiß, was das mit uns gäb'."

„Sie Türke," schmollte die Alte, aber dennoch geschmeichelt, und legte ihm die Suppe vor.

Eisenhart hatte seinen alten Humor längst wiedergefunden.

II

Als der junge Maler am nächsten Tage in seinem Atelier stand — einer schmucklos hergerichteten, großen, nach Norden gelegenen Mansarde — und hier und da ausbessernd mit dem Pinsel über Opus I fuhr, wie er die bereits vollendete, delikate Austernschüssel benannte, klopfte es, und auf ein donnerndes Herein betrat der Briefträger das Gemach.

„Na, Ihnen geht's gut," bemerkte der Bote schmunzelnd und deutete mit einem Kopfnicken auf das üppige Bildchen. Dann sortierte er einen Brief heraus und überreichte ihn dem Maler.

„Herrn Ernst Eisenhart, Maler."

„Stimmt," erwiderte dieser mit einem flüchtigen Blick auf die Aufschrift. „Was gilt's, Meister Stephan: Liebesbrief oder Mahnbrief? Kopf oder Schrift?"

„Kopf," beteuerte der Briefträger. „Liebesbrief. Allemal."

„Sie sind leichtsinnig, mein Freund," mißbilligte der Maler. „Sie, sogar ein Familienvater, sollten doch zuerst an das am nächsten Liegende denken." Er erbrach den Brief und las. Seine Augenbrauen zogen sich erstaunt in die Höhe, sein Mund öffnete sich vor Verwunderung. „Da hätt' ich doch eher an die Umwandlung der Hamburger Börse in einen Tempel der

christlichen Nächstenliebe geglaubt," murmelte er endlich, und, sich an den Postbeamten wendend: „Haben Sie schon einmal von ‚Ziegenspeck' gehört?"

„Nicht, daß ich wüßte, Herr Eisenhart."

„Ich auch nicht. Es ist also etwas, was man weder essen noch trinken, am allerwenigsten aber mit dem Verstande begreifen kann."

„Nee, eine Ziege hat keinen Speck," pflichtete der Beamte bei. Daher der Name: ‚magere Ziege' bei — bei ..."

„Es ist gut," sagte der Maler, „schimpfieren Sie niemanden vom weiblichen Geschlecht, denn es ist das schwache. Und wenn Sie auch nicht gewonnen haben, wenigstens nicht unbedingt, so will ich Ihnen doch den Lohn der Treue nicht vorenthalten. Hier haben Sie eine Havanna. — Nicht hier anstecken," schrie er, als der Postbote Miene machte, sie gleich in den Mundwinkel zu schieben, und er führte den Mann sanft vor die Tür. „Und wenn Ihnen an der Gesundheit Ihrer Familienangehörigen gelegen ist," fuhr er herzlich fort, „so seien Sie klug und rauchen Sie sie auch nicht zu Hause. Ich würde Ihnen raten, damit zu warten, bis Ihr Weg Sie einmal in den Zoologischen Garten, am besten in die Nähe des Affenzwingers, führt. Dort riecht es an und für sich schon nicht nach Veilchen. Dort riskieren Sie's getrost. Und somit: Gott befohlen."

Er ließ den verdutzten Stephansjünger draußen stehen und riegelte hinter sich ab.

„Eine echte Havanna," seufzte er, und, wie um

sich seiner Verschwendung wegen vor sich selber reinzuwaschen: „aber sie war mir in den Terpentin gefallen." —

Darauf dehnte der Maler sich in einen alten Ledersessel, holte das Briefchen hervor und studierte es tiefsinnig, Wort für Wort.

„Ja, ja," nickte er dann, „dasselbe hatte ich vorhin gelesen. Es ist nichts dazu- und nichts davongekommen. Cousinchen Tina König wünscht ihren Vetter Ernst Eisenhart endlich mal zum Tee bei sich zu sehen. Und das heute nachmittag schon, five o'clock. Da werde ich also als der guterzogene, junge Mann folgsam sein müssen. Da ich ohnedies heute abend den kunstgeschichtlichen Vortrag in der Kunsthalle mit meinem Besuch erfreuen wollte, so ist es ein Toilettemachen."

Er erhob sich, nahm Opus I von der Staffelei und stellte es gegen die Wand. „Um nicht in den Geruch eines Schlemmers zu kommen," meinte er. „Die Kunde von solch lukullischem Bilde vermöchte mir die ganze pumpsüchtige Kunstjugend von Hamburg und Umgegend auf den Hals zu hetzen. Denn, daß ich diese kostbaren Leckereien zum Vergnügen oder gar ohne Modell male, das glaubt mir nicht der Hundertste — aus lauter Korpsgeist."

Während er alsdann eine kleine Nebenkabine betrat, die ihm zum Schlafraum diente, und seinen kleidsamen Gesellschaftsanzug aus dem Schranke nahm, irrten seine Gedanken immer wieder zu der plötzlichen Einladung zurück. Selbst als er das Haupt in der

Waschschüssel badete, wollten die Gedanken nicht weichen.

Tina, Tina. Sie war ein herzig Geschöpfchen. Aber der Familienverkehr war doch seit Jahren abgebrochen. Er erinnerte sich noch genau der Zeit. Sein Vater hatte ein Haus übernehmen müssen, und kurz darauf hatte das Bauwerk Verstecken gespielt und war in einer Sturmnacht ineinandergestürzt. Damals hatte sein Vater ein Kapital bei dem alten König aufzunehmen versucht, aber da Frau Eisenhart, Königs Schwester, bereits tot war, so hatte der Knauser kein Interesse mehr an Eisenhart senior. Und Eisenhart junior schloß sich den Gefühlen seines Vaters an und setzte seinerseits ebenfalls den lieben Onkel auf den Index. Seit der Zeit war er nicht mehr zu ihm ins Haus gegangen. Aber, du lieber Gott, das war jetzt schon so lange her. Der Vater hatte sein Auskommen und lebte ganz für sich. Der Oheim stand tagsüber seinem Handelshause vor. Tina war allein, und — zum Kuckuck, selbst die stolze Roma führte nicht mit Weibern Krieg.

Er schlang sich die Krawatte.

Aber, daß die Tina den Anfang machte. — Nun, er hatte sie gestern wiedergesehen und freundlich gegrüßt. Da konnte sie schon —

Himmel, ob die „Rote" im Spiele war?

Er atmete tief auf. Wie von einer Blitzflamme erhellt, erhob sich das Bild der klassischen Frauengestalt, der antike Kopf mit der feurigen Haarwelle, den tiefen, meergrünen Augen vor seinem Blick.

„Sphinx,“ sagte er leise. —

Der Wandspiegel warf sein Konterfei zurück. Er schaute, fast traumverloren, lange hinein, sah die hohe, breitschultrige Männergestalt, den kräftig ausgearbeiteten Kopf mit den übermütigen Augen, die jetzt so weich schienen.

„Torheit,“ brummte er plötzlich. „Austernmaler!“

Damit war er aus den himmlischen Gefilden zurückgekehrt und hatte die Erde wieder betreten. Er sah nach der Uhr. Noch eine Viertelstunde bis fünf. Da war's Zeit. Auf, Trompeter, zum Sammeln geblasen! Und er machte sich in Gemütsruhe auf den Weg. —

Das Haus des Großkaufmanns König lag nicht weit vom Jungfernstieg. Es war ein schöner, ernster Monumentalbau, die breite Fassade ohne Schnörkel und Zierat, würdevoller hamburgisch-englischer Stil. Ernst Eisenhart stieg die wenigen Marmorstufen hinan, warf, ohne sich durch die Atmosphäre des Reichtums irgendwie beunruhigen zu lassen, einen kurzen Blick über seinen Anzug und ließ sich dem gnädigen Fräulein melden. Einen Augenblick darauf befand er sich in einem behaglichen kleinen Salon und küßte seiner reizenden Cousine die kleine feste Hand.

„Wie gut du bist, dich eines armen Malers zu erinnern.“

„Der nebenbei mein Vetter ist.“

„Ja, ja, nebenbei. — Leider.“

„Was soll der Seufzer?“ lachte sie.

„O —, ich dachte nur, ich hätte als Vetter einer

so wunderhübschen Cousine mehr dabei als nebenbei sein sollen."

„Komm, komm," drängte sie errötend, „der Tee wird kalt. Übrigens, am Rhein scheinst du dich nicht nur in der Malkunst, sondern auch in der Kunst der gesellschaftlichen Schmeicheleien ausgebildet zu haben."

„Tina," sagte er und sah ihr wie ein Beichtvater in die Augen, „das sagst du nur, um mehr davon zu hören."

„Aber du bist ja greulich ..."

„Bitte, ausreden lassen. Wenn ich sagte, ‚um mehr davon zu hören', so meinte ich damit: von meinen Wahrheiten. Denn von Schmeicheleien kann doch zwischen zwei so ernsten Wesen nicht die Rede sein."

„Kannst du wirklich zuweilen ernst sein? Auf fünf Minuten nur?" scherzte sie und schenkte ihm mit einer anmutigen Geste den Tee ein.

„Ich bin immer Ernst," antwortete er unerschütterlich. „Mein Vater hat mich so getauft."

„O Gott, Vetter," machte der hübsche Schwarzkopf erschreckt, „es ist hohe Zeit, daß du etwas in Damengesellschaft kommst."

„Das habe ich meinem Vater schon mit vierzehn Jahren gesagt."

„Aber nein!" Sie lehnte sich weit in ihren kleinen Sessel zurück und ließ ihre braunen Augen mit einem Gemisch von Koketterie und echter mädchenhafter Freude auf ihm ruhen. „Ich glaube gar, du bist ein kleiner Don Juan?"

„Klein?" wiederholte er und sah an seiner Gestalt

herunter. „Hm, gute sechs Fuß. Und Don Juan? Das müßte unbewußt in mir schlummern, Tinchen; es schläft ja so viel Böses im menschlichen Körper, besonders wenn er so viel Platz hat wie der meine."

„Warst du denn in Düsseldorf viel in Damengesellschaft?"

„In — Damengesellschaft?" stotterte er verlegen. „O doch, natürlich; und wie! Fast täglich. Das heißt" — er trank so hastig einen Schluck Tee, daß er sich beinahe die Zunge verbrannte — „um die Wahrheit zu gestehen: wirkliche Damen —? Du, danach hab' ich sie nie gefragt."

„Ernst, Ernst," drohte sie mit dem schlanken Finger, „darf man so etwas einer jungen Dame der Hamburger Gesellschaft erzählen?"

„Aber, liebste Tina," stammelte er, „du examinierst mich ja. Und, außerdem, du mußt dir nur ja nichts Unrechtes dabei denken. Man trank höchstens ein paar Glas Bier mit ihnen und —"

„Ein paar Glas Bier?"

„Vielleicht war's auch Milch, Milch mit einer Etikette —"

„Du, ich schenke dir den Rest deiner Erzählung."

„Tine," sagte er und stand auf. „Erst treibst du mich in eine Sackgasse hinein, und dann verweigerst du mir deine Hilfe, um mich mit Grazie und Anstand wieder herausarbeiten zu können."

„Mit Grazie — das will ich glauben."

„Cousinchen," fuhr er fort, „das ist nicht dein Ernst. Sonst hättest du mir nicht durch deine heutige Einladung

gezeigt, daß du nach all den Jahren dem Ernst Eisenhart noch deine Achtung schenkst. Sieh, das ist bei den jungen Künstlern nun mal so. Sie suchen die Schönheit, und suchen daher Helena in jedem Weibe, wenigstens ein Stückchen davon. Und alle die Stückchen, die sie das Glück haben aufzustöbern, die setzen sie sich in ihrer Phantasie zu einem vollendeten Ganzen zusammen. Die eine leiht den Kopf, die andere den Arm, die dritte den Fuß — und daraus schafft man das Bild einer Venus."

„Sie vergaßen das — Leberfleckchen," spottete hinter ihm eine klangvolle Stimme.

„Helene!" rief die junge Wirtin. „Welche Überraschung!"

Und als der Maler, in Glut getaucht, sich umwandte, sah er seine anmutige kleine Cousine in fröhliche Umarmung mit einer Dame verstrickt, von der er in seiner Verwirrung nur eine Hochflut leuchtend roten Haares zu erkennen vermeinte.

„Ich kam gerade vorbei," hörte er die klangvolle Stimme, „und da hätte ich dich gern um ein Täßchen Tee gebeten. Aber da du Besuch hast, so werde ich Dich natürlicherweise mit meiner Anwesenheit nicht behelligen."

Eisenhart kam zu sich.

„Gestatten Sie," sagte er mit einer leichten Verbeugung, „daß ich es unter diesen Umständen bin, der das Feld räumt."

Sie maß ihn mit einem verwunderten Blick, als sähe sie ihn eigentlich jetzt erst.

„Nein, nein, Helene," sprudelte der Schwarzkopf mit einem Schelmenblick, „du störst durchaus nicht. Es ist ja nur mein Vetter —"

„Sie hören es, gnädiges Fräulein," pflichtete Eisenhart bei, „n u r mein Vetter! Das ist so etwas ‚Wesenloses', was bei Tete a Tetes kaum in Betracht kommt; ungefähr so wenig wie eine Kammerjungfer."

„Im Gegenteil," unterbrach ihn das muntere Mädchen, „du bist ein ganz gefährlicher Mensch. — Mein Vetter, der Maler Ernst Eisenhart," stellte sie ihn ihrer Freundin vor, und, sich nach dem Maler wendend, „Fräulein Helene Casparsen."

Fräulein Casparsen erwiderte die tiefe Verneigung Eisenharts mit einem kaum merklichen Nicken.

„Er kann sich bei dir bedanken, Helene; ich war gerade dabei, ihm eine tüchtige Strafpredigt zu halten."

„Ich bin unschuldig," beteuerte der Maler.

Fräulein Casparsen ließ sich auf einem Sesselchen am Teetisch nieder.

„Wenn es die Besserung eines Menschen gilt," sagte sie und warf der Freundin einen lächelnden Blick zu, „so bin ich die letzte, liebe Tina, die dich daran hindert. Vielleicht könnte ich mich sogar nützlich machen und als Beisitzer des Gerichts fungieren."

„Aber du wirst doch dein Thema von vorhin nicht wieder aufnehmen wollen, teuerste Cousine," versetzte Eisenhart schnell. Er begann, in Erwartung aller möglichen Fragen nach seinem Vorleben, sich zwischen diesen beiden schönen Mädchen höchst ungemütlich zu fühlen.

„Ah, du fürchtest dich bereits? Umso besser."

„Fürchten? — Aber ich habe ja gar nichts auf dem Gewissen. Höchstens —"

„Nun — höchstens?" neckten die Mädchen.

„Höchstens, daß ich so wenig von der Existenz zweier so herrlicher Damen in meiner guten Vaterstadt Hamburg wußte, Damen, die mit der Schönheit des Körpers sicherlich auch eine schöne und mitleidige Seele verbinden."

„Herr Eisenhart," sagte Fräulein Casparsen, „wir wollen das nicht gehört haben. Versuchen Sie also fernerhin nicht, Ihre Untersuchungsrichter durch derartige Phrasen bestechen zu wollen."

Er sah die großen, meergrünen Augen voll auf sich gerichtet. Aber er sah auch darin tausend Teufelchen der Spottlust triumphieren, und er nahm sich mächtig zusammen, um gerade vor diesen Augen nicht den Kopf zu verlieren. So senkte er denn mit demütiger Gebärde sein Haupt und antwortete zerknirschten Tones: „Fragen Sie, meine Herren Richter. Ich will die Wahrheit gestehen."

„Das ist sehr vernünftig," bemerkte Fräulein Casparsen, und die mutwillige Cousine fügte ernst hinzu: „Es ist die schwerste Stunde deines Lebens, Vetter."

Ernst Eisenhart hatte längst begriffen, weshalb er hierher geladen war. Die Mädchen prickelte scheinbar die Lust, einmal etwas anderes als die geschraubte Konversation der Teestunden zu hören. Sie wünschten einmal von Herzen zu lachen und vergnügt zu sein. Und ihn hatten sie zum Opfertier auserlesen. Wie sie nur gerade

auf ihn verfallen waren? Sie konnten doch beide nicht wissen, wie sehr er zu solchen Scherzen aufgelegt war. Tina war noch ein Kind gewesen, als er in die Welt gezogen war, und die andere hatte er gestern zum ersten Male erblickt. Die andere, die so vollkommen Dame schien, die einem Senatorenhause entsproßte — denn den Namen Casparsen kannte er sehr wohl als einen der stolzesten in Hamburg —, wie verfiel sie nur gerade auf ihn? Kannte sie ihn doch vielleicht? Wußte sie durch Zufall von den fröhlichen Düsseldorfer Streichen? Wie dem auch sei, er fühlte, daß die Einladung auf ihren Wunsch erfolgt war, daß sie ihn durch Cousine Tina hierher beordert hatte, um Kurzweil mit ihm zu treiben, für den Augenblick einer Laune. Und er — er? Er merkte, daß ihn noch nie die Nähe eines Weibes so erregt hatte, er merkte, daß er bleich wurde und ihm das Herz bis in die Kehle schlug, daß ein Zittern über seinen starken Körper lief, daß er sie, obwohl sie gekommen war, ihn zu verspotten, daß er sie anbetungswürdig fand. Und er nahm sich mit aller Kraft zusammen, um aus dieser wenig beneidenswerten Lage als Sieger hervorzugehen. Ja, doch, er wollte sie für ihre Kühnheit strafen, die Königin, die so majestätisch vor ihm thronte, er wollte sie zwingen, errötend die Augen niederzuschlagen und nicht noch einmal zu wagen, mit ihm Marionette zu spielen. Er hob langsam den Kopf.

„Die schwerste Stunde meines Lebens, sagst du, liebe Cousine. Nun wohl, so soll es meine schönste werden, indem ich mein fluchwürdiges Gewissen ent-

laste. Sie sollen meine Lebensbeichte hören, da Sie es selbst verlangen, meine Damen, und ich weiß, Sie werden meine Sünden mit mitleidigem Herzen aufnehmen und niemals darüber reden."

„O," entgegnete Fräulein Casparsen, „vielleicht werden wir es gerade den Leuten mitteilen, damit sie sich vor Ihnen hüten."

„Nein," fuhr er seelenruhig fort und ließ nicht sein Auge von ihr, „das können Sie nicht. Denn meine Sünden sind so niederträchtiger Art, daß Ihnen schon der Respekt vor den Ohren Ihrer Mitmenschen verbieten wird, meine Worte in Ihren Mund zu nehmen —"

„Lieber Ernst," unterbrach ihn Tina ängstlich.

Auch Helene Casparsen war unruhig geworden. Doch der Maler tat, als bemerkte er es nicht.

„Womit soll ich beginnen?" meinte er sanft. „So ein Maler ist ja ein so wenig moralisches Individuum — nicht wahr, das Empfinden haben Sie vom Gesellschaftsstandpunkt aus wohl stets gehabt —, ein Mensch, der mit Modellmädchen stundenlang in einer Mansarde des vierten Stockes haust, um, wie man sagt, der Kunst zuliebe eine runde Schulter, ein Hautfältchen, ja sogar, wenn er Glück hat, ein Leberfleckchen zu studieren, der in die jungen Ehen eindringt und unter dem Vorwand, die liebe Hausfrau dem Ekel von Gatten zum Geburtstag zu malen, sich täglich mit ihr einschließt, um den eigenen, höchst selbstsüchtigen Plänen nachzugehen. — Aber Sie wollen schon fort, gnädiges Fräulein?"

„Liebchen," sagte Fräulein Casparsen zu Fräulein König, die trotz ihrer sonstigen Lebhaftigkeit kaum auf-

zublicken wagte, „Liebchen, willst du mir wohl meine Mantille besorgen lassen? Ich habe vollständig vergessen, daß ich zu Hause erwartet werde."

Wie der Wind eilte das über und über erglühte Mädchen hinaus. Helene Casparsen aber drehte dem Maler mit größter Gleichgültigkeit den Rücken zu. Eisenhart war ihrer Bewegung mit einem sonderbaren Blick gefolgt. Dann trat er auf sie zu.

„Mein gnädigstes Fräulein," sagte er, „weder ich noch mein Erzählungstalent scheinen es verstanden zu haben, vor Ihren Augen Gnade zu finden. Ich bedaure das lebhaft. Aber vielleicht liegt das doch nicht so sehr an mir."

Sie betrachtete ihn mit einem kalten Blick. Doch unbeirrt fuhr er fort: „Möglich, daß man Ihnen erzählt hat, ich sei ein Spaßmacher, möglich, daß Sie selbst mal ein unbedachtes Wort von mir gehört haben. Und da kam Ihnen denn der Gedanke, den Burschen zum Amüsement einer Stunde zu erwarten, so im kleinen Zirkel, ohne daß es einer erfährt. Eine lustige Kaprice. Wahrhaftig, ich bin kein Spielverderber, ich hätte begeistert mitgemacht, aber nur, wenn Sie mich mit Ihnen gleichstehend erachtet hätten. Daß Sie das aber nicht taten, das empfand ich in der ersten Minute. Ich sollte vor der hohen Herrin den Hansnarren oder doch den Gehänselten spielen und durfte dann, nach einem gnädigen Handkuß entlassen, tief bewegt ob der Ehre, in mein dunkles Nichts zurücksinken. Da haben Sie einen kleinen Rechenfehler gemacht, Fräulein Casparsen."

Er stand jetzt dicht vor ihr, zu seiner ganzen Größe aufgereckt, und sie, die junonische Gestalt, mußte zu ihm emporschauen. Und sie tat es, sie zwang sich dazu, den Blick auszuhalten, der sich flammend in ihre Augen senkte.

„Man nennt mich einen sogenannten guten Kerl, Fräulein Casparsen. So nennt man nämlich meistens die, die ohne Reichtümer zu besitzen doch die Unverschämtheit haben, fidel zu sein. Aber zu einer Komödie zwischen uns beiden, Fräulein Casparsen, dazu sind Sie zu schön, und ich — ich zuviel Mann und zuviel Künstler. Das wollte ich nur gern zum Verständnis der Sachlage bemerkt haben. Hat aber Fräulein Casparsen ernstlich einmal den Wunsch, sich mit einem zwar noch namenlosen Künstler, aber jedenfalls anständigen Menschen zu unterhalten, so bitte ich, nur zu befehlen. Ich stehe zu Diensten."

Er trat mit einem tiefen Atemzug zur Seite. Sie aber ging mit kaltem Blick an ihm vorbei, Tina entgegen ins Vorzimmer, um sich ihre Mantille umlegen zu lassen und sich mit unbefangenem Gruß von der jungen Freundin zu verabschieden.

Als Tina König nach einigen Minuten den kleinen Salon betrat, saß der junge Maler, die Teetasse in der Hand, auf seinem alten Platze. Er schaute unentwegt auf den Grund der Tasse, als habe dort das alte Porzellanmuster einen ganz absonderlichen Reiz für ihn gewonnen.

„Ernst!"

Er blickte auf.

„Bist du mir böse?"

„Also eine abgekartete Sache," gab er zurück.

Sie schwieg und wußte nicht, was tun.

„Hm," sagte er, „es tut mir eigentlich leid. Ich hatte mich so schnell mit dir angefreundet. — Ich war dir wirklich so dankbar, daß du mich eingeladen hattest. — Weißt du, man geht ganz gern mal aus seiner Mansarde heraus, besonders wenn man glaubt, man brauche hinter den Herren eurer Gesellschaft nicht zurückzustehen. Sieh, Tina, so eingebildet kann der Mensch sein."

Er stand auf, und sie suchte nach einem Wort. Endlich brachte sie zögernd hervor: „Ich dachte, du wärst immer lustig und — und durchaus nicht übelnehmerisch."

„Da hast du das Rechte gedacht, Cousine. Und wenn du dich ohne Hintergedanken ein bißchen mit mir verplaudert hättest, so wärst du vielleicht auch zu dem Resultat gekommen, daß ich gar kein so trübseliger Mensch bin. Aber zur Belustigung hierherbestellt zu werden, um den Damen, die sonst sicher nicht an mich denken würden, Mätzchen vorzumachen — nimm's mir nicht übel, aber da verzichte ich lieber auf die Ehre und den wiedergefundenen Familienanschluß."

Er wollte gehen.

„Ernst," bat sie da und sah errötend in sein offenes Gesicht. „Ich will mich schuldig bekennen. Aber dann mußt du auch noch ein paar Minuten bleiben. Versprich mir's."

Er lachte und gab ihr die Hand.

„Und wer ist auf den Gedanken gekommen, mich hier — agieren zu lassen?“

„Helene Casparsen. Sie hat dich bei den Beduinen gesehen, wo du so verrücktes Zeug geredet hättest.“

„Ah,“ machte der Maler, „daher die überraschende Kunde von den Leberfleckchen.“

„Still!“ drohte sie, und die Augen blitzten wieder lustig. „Jetzt hab' ich genug.“

„Und du hältst mich also für einen ganz schändlichen Kerl, der deines Umganges als Vetter durchaus nicht würdig ist?“

Sie zuckte lächelnd die Achseln.

„Wirst du wiederkommen, wenn ich dich zu einer Gesellschaft bitte?“ fragte sie zurück und blickte ihn lächelnd von der Seite an. „Nur, damit wir einen besseren Begriff voneinander bekommen.“

Ernst Eisenhart sah das schöne, elegante Mädchen vor sich, dies unverdorbene, schalkhafte Kind in seiner ruhigen, vornehmen Umgebung. Er sah sie zugleich mit dem Auge des Malers und des Menschen, und was er sah, tat seinem Herzen wohl. Die feingliederige Gestalt, die so stolz die feste Büste trug, den Schwarzkopf mit den fröhlichen Augen und dem roten Mund, der so lieb zu plaudern verstand, die ganze süße Atmosphäre. Dem großen Jungen wurde plötzlich ganz wehmütig zu Sinn. Sein Atelier mit den drei Möbeln und seine Austernmalerei schoß ihm durch den Kopf.

Tina König wartete vergebens auf Antwort.

„Bist du mir wirklich so böse?“ fragte sie leise, als sie sein ernstes Gesicht sah. „Auch wenn ich dich recht

herzlich bitte und dir sage, daß ich mich sehr freue, einen solchen Vetter zu haben?"

Da wurde er fidel.

„Du, Tina, das mußt du mir erst zeigen. Doch, doch, den Gefallen mußt du mir tun — aus rein verwandtschaftlichen Rücksichten."

„Aber ich weiß ja gar nicht, was du meinst, du sonderbarer Mensch."

„Zeigen, daß ich dir nicht ganz unangenehm bin — als Vetter."

„Aber ich hab's dir doch gesagt."

„Das ist mir kein Beweis."

„Was denn noch?"

Sie sah seinen hübschen Mund mit dem guten Spitzbubenlächeln dicht über sich, und mit einem Male fühlte sie ihr Herz rasend schlagen.

„Einen Kuß, Tina, einen ganz, ganz kleinen, von der wiedergefundenen alten, neuen Cousine."

Sie rührte sich nicht vom Platz, aber sie hob den Kopf und sah ihn fest an.

„Geh jetzt."

Er ging gehorsam zur Tür. Da kam wieder Leben in sie.

„Komm," sagte sie, „weil du so brav und folgsam bist, darfst du mir die Hand küssen."

Er kam zurück und nahm ihre Hand. Dann betrachtete er neugierig die kleinen, weißen Formen von allen Seiten und küßte langsam Fingerchen für Fingerchen, oben an der Spitze des Nagels. Sie schloß einen Moment die Augen, um ihm die Freude nicht zu zeigen,

die sie dabei empfand, und im selben Augenblicke fühlte sie ihr Köpfchen weich an seine Brust gedrückt und seinen Mund fest auf dem ihren.

„Adieu, du süßeste aller Cousinen. Strafe muß sein!"

Fort war er.

Sie stand ganz still, innerlich bebend vor Erregung, und lächelte vor Schreck. Dann sah sie sich furchtsam im Zimmer um und versuchte zu gehen. Sie ging schwankend wie ein Kind, an jedem Möbel sich anhaltend, bis zum Trumeau in der Ecke. Und in den Spiegel blickte sie hinein, ob sie sich nicht verändert habe. Ja, ja, sie war bleich — nicht ein Tropfen Blut in dem feinen Gesichtchen. Nur die Augen glänzten mehr als sonst. Das tat die Aufregung.

„Der abscheuliche Mensch!" Sie wollte weinen, aber der Mund verzog sich nicht, und keine Tränen kamen.

Das machte sie unruhig, und sie blickte genauer in ihr Spiegelbild.

„Strafe muß sein," sagte sie leise, fast ohne es zu wollen.

Dann drehte sie sich energisch um und zog die Stirn in Falten.

„Düsseldorfer Manieren," fuhr sie auf. „Gott, wie ich ihn hasse, ihn und sein Düsseldorf und seine ganze Kunst — und — pah, er wird Mühe haben, wieder ein Hamburger Gentleman zu werden."

Sie rückte sich einen Stuhl ans Fenster und blickte in die beginnende Dämmerung hinaus. Und nun kamen die Tränen, die sich vorhin geweigert hatten,

und der Mädchenzorn. Sie, die vornehme junge Dame, der im Hause ihres verwitweten Vaters, in dem sie repräsentierte, die Herren ihrer Gesellschaft nur stumm verehrend zu nahen wagten, und dieser Frechling von Maler und Vetter — —. Was der für einen weichen Mund hatte —. Und tolle Augen —. Nein, der Mund. — Und plötzlich hörte sie sich lachen, ein Lachen, leise und anhaltend, tief aus der Brust steigend. —

III

Der Vortrag in der Kunsthalle hatte sein Ende erreicht. Durch das Scharren davonstrebender Füße geweckt, fuhr Eisenhart aus seiner Ecke, die er sich glücklich gesichert hatte, empor, blickte verdutzt den sich zu wiederholten Malen verbeugenden Redner an und begann sofort mächtig zu applaudieren.

„Na, hat's gefallen? Was? Der hat eine Ahnung vom Cinquecento! Spricht famos. Aber Mensch, so hör doch endlich auf mit deinem wahnsinnigen Applaudieren. Du bist ja der letzte im Saal. Hat dich der Vortrag so gepackt?"

„Was?"

„Herr Gott, der soeben gehaltene Vortrag über das Cinquecento."

„Worüber hat der Kerl gesprochen? Cinquecento? Aber davon weiß ich ja kein Wort?"

„Was hast du denn gehört?"

„Mir war, als hätte er über — meine — Sphinx — gesprochen."

„Über deine Sphinx? — Du bist verrückt."

„Scheint mir auch so," seufzte Eisenhart ehrlich. Dann meinte er zu dem Freunde: „Du, Vilmar, ich gehe noch ein Glas Bier trinken; wer noch?"

„Ich gehe selbstverständlich mit," versetzte Vilmar,

„denn ich kann dich doch in diesem Zustand nicht allein lassen. In deiner Verzückung gerätst du in die Alster."

„Lieber Freund und Kupferstecher," entgegnete Eisenhart mit leichter Ironie, „woher deine Menschenfreundlichkeit? Gesteh's nur geradezu, du willst über mein Rätsel, meine Sphinx hören. Deine feine Nase wittert eine Göttin. Du bist neugierig, mein Junge. Nu ja," fügte er gutmütig hinzu, „die Neugierde hat ja diesmal ihre Berechtigung. Heiliger Bimbam, welch ein Weib!"

Dietrich Vilmar nahm den schwärmenden Freund unter den Arm. Er war gut einen Kopf kleiner als Eisenhart; schlank, elegant gekleidet, hatte er ein blasses, sommersprossiges Gesicht, trug kurzgeschorenes, rostbraunes Haar und kurze Backenbärtchen von derselben Farbe. Schnurrbart war nur gering vorhanden. Was in dem unschönen Gesicht jedoch auffiel, waren zwei große, zuzeiten aufflammende Augen, die im stande waren, dem Kopf trotz aller Schönheitsmängel etwas Bedeutendes und Anziehendes zu verleihen.

„Gehen wir ins Alstercafé," entschied er. „Dort finden wir um diese Stunde ein behagliches Tischchen."

Eisenhart war es recht. Sie schlenderten über die Brücke, und da jeder wartete, daß der andere beginnen möge, so schwiegen sie beide, bis sie das Café erreicht und ein ungestörtes Plätzchen erwischt hatten.

„Münchner!" riefen sie dem Kellner zu.

„Deine Sphinx soll leben," sagte Vilmar und hielt dem Freund das Glas entgegen.

„Das wird sie wohl tun, ohne uns um Erlaubnis zu

fragen," meinte Eisenhart. „Aber nun soll sie gerade leben!"

Die Gläser klangen zusammen, und Eisenhart leerte das seine bis zur Nagelprobe.

„Kellner, Münchner!"

„Dir scheint die Schönheit auch mehr an die Leber als ans Herz gegangen zu sein," spottete Vilmar.

„Ich will dir mal was sagen, Vilmar, sie ist mir überallhin gegangen."

„Überallhin? Das ist viel!"

„Spotte du nur. Wenn du sie erst gesehen hast, wird dir das Spotten schon vergehen, und du wirst deinem Schöpfer danken, wenn er ein Glas Münchner in deine Nähe stellt, damit du dich abkühlen kannst."

„Eine Köchin?" lachte der andere.

„Gib nur acht," entgegnete Eisenhart ruhig, „daß sie dir nicht mal eine Suppe anrührt. Danach bekommt man etwas anderes als Magenschmerzen."

„Mir?" fragte Vilmar verwundert. „Ich denke, es ist d e i n e Jagd!"

„Vorläufig komme ich mir mehr als Wild vor, denn als Jäger."

„Donnerwetter, die Diana muß ich kennen lernen," sagte Vilmar.

„Siehst du," entgegnete Eisenhart nach einigem Besinnen, „darauf war ich vorbereitet. Justement wie in Düsseldorf zur Zeit unserer Akademietätigkeit oder vielmehr Untätigkeit. Hatte ich ein hübsches Gesichtchen aufgestöbert und sprach meinem Freund und Hamburger Landsmann Dietrich Vilmar davon, gleich hieß

es: Donnerwetter, die muß ich kennen lernen. Und bei meiner angeborenen Gutmütigkeit hatte ich dann in der Regel das Nachsehen, weil du mit deinem Temperament schon zum Sturm übergingst, wenn ich noch überlegte, ob ich mich der Huldin mal durch Hutabziehen bemerkbar machen sollte. Wir haben eben denselben Geschmack, und das ist bei Freunden eine mißliche Sache."

„Bis jetzt hat das unserer Freundschaft nicht zum Schaden gereicht," bemerkte Vilmar.

„Weil ich stets nachgegeben habe."

„Weshalb tatest du's?"

„Weshalb? — Hm — ja — ich tat's eben. Erstens mal warst du das größere Talent von uns beiden, und das respektierte ich als junger Dachs außerordentlich. Und zum zweiten hattest du als reicher Junge immer so verwünscht viel Bargeld, daß, wenn ich großartig einen Pfefferminz spendete, du bereits für die Schönen eine Flasche Sekt aufmarschieren ließest. Und da unsere damaligen Schönen — Gott hab' sie selig — mehr für das Materielle inklinierten — na, den Schluß kann ich mir wohl ersparen."

„Du hast trotzdem dein Schäfchen ins Trockene gebracht," begütigte der Freund.

„Ja, ja — aber es waren eben ‚Schäfchen'," erwiderte Eisenhart gutmütig.

„Mit anderen Worten, du hast diesmal eine regelrechte Liebe."

„Was hab' ich?" rief Eisenhart. „Ich? — Eine ernsthafte Liebe? Mensch, weißt du denn nicht, daß

ich seit gestern für die Reklamegesellschaft Austernschalen und französisches Gemüse male? Sächelchen, die ich mir errötend von der Palette quäle, während sie sie tagtäglich auf dem Tisch hat? Willst du dir das mal in deinem fabelhaften Hirn kombinieren? Ich habe dich früher doch als einen leidlich vernünftigen Menschen gekannt."

„Zum Teufel, wer ist denn die ‚sie'?"

„Ach so, das habe ich dir zu sagen vergessen. Denke dir also eine junonische Gestalt, Schenkel, Brust, Schultern, Nacken — schwellend, schwellend, mit einem Wort: schwellend."

„Aha," bemerkte Vilmar aufmerksam.

„Alles getragen von einem kleinen, schmalen Fuß in braunem Leder."

„Weiter!" drängte der andere. „Das Leder schenk' ich dir."

„Merci," nickte Eisenhart. „Daran erkenn' ich deine alte gute Gesinnung. Also weiter. Auf der schönen Linie des Halses ein Kopf, wie eine reingeschnittene Gemme; wenig Farbe. In dem Kopf zwei smaragdgrüne Meeresspiegel, Augen genannt, und als Hauptschmuck einen Flechtenturm leuchtendroter Haare, die, aufgelöst, das ganze Weib bis zur Zehenspitze in eine wabernde Lohe hüllen müssen. Brunhilde im Feuerzauber."

„Fehlt nur der Siegfried," sagte Vilmar leise.

„Ja, der fehlt."

Eisenhart war kurz aufgestanden und griff nach seinem Hut.

„Was, du willst schon fort?"

„Ich muß mich an meinen Etat halten. Der Pegelstand ist erreicht."

„Unsinn, du bist mein Gast."

„Sehr freundlich. Aber für meine Genüsse zahl' ich gern selbst."

„Nein, nein," versetzte Vilmar schnell. „Heute mußt du schon eine Ausnahme machen. Mit so einer Schilderung im Kopf, wie du sie eben gegeben hast, geht man nicht schlafen. He, Kellner! Eine Pommery dry. — So, mein Lieber, die wäre bestellt. Und jetzt wird es dein Gewissen nicht zulassen, den guten Tropfen von den Kellnern aussaufen zu sehen."

„Eher verschlucken wir die Flasche samt dem Glas. Du sollst mich nicht für einen Quäker halten," sagte Eisenhart und rückte seinen Stuhl wieder an den Tisch.

Wie der Champagner in den Schalen schwamm und der Kellner zurückgetreten war, hob Vilmar das Glas an die Lippen: „Brunhilde," toastete er. „Halt!" unterbrach er sich. „Und wie heißt sie für die Menschheit?"

„Helene Casparsen."

„Ah," machte er und trank sein Glas in kleinen Zügen aus, „Helene Casparsen."

„Kennst du sie nicht?" fragte Eisenhart gespannt. „Du gehörst doch auch zur Hamburger Gesellschaft, wie man so zu sagen pflegt."

Vilmar schüttelte den Kopf.

„Kenne sie nicht. Aber gehört habe ich von ihr. Sie soll die letzten Jahre in Rio gewesen sein oder da herum, bei Verwandten. Die armen Brasilianer."

„Wieso arm, Vilmar?"

„Ich ließ mir erzählen, daß die Dame lediglich das Bedürfnis habe, jeden, der sie nur halbwegs interessiert, zu ihrem ergebensten Sklaven zu machen, um ihn bald gegen einen anderen auszuspielen."

„So, so ..."

„Wie meinst du?"

„O, ich meine: nette Grundsätze. Bis sie mal an den Unrechten gerät, der es umgekehrt hält."

Vilmar ließ einen langen Blick über die Hünengestalt des Freundes schweifen. Dann lächelte er unmerklich in sich hinein.

„Stoßen wir an auf den Unrechten," sagte er.

„Verdammt doppelsinnig. Aber ich stoße heute auf alles an."

Damit schüttete Eisenhart den Inhalt seiner Schale hinunter, ohne darüber nachzugrübeln, welch eine vornehme Marke er trank, und als kurz darauf die Flasche geleert war, kamen sie beide überein, nach Hause gehen zu wollen. Vor der Tür des Restaurants nahmen sie Abschied.

„Ich such' dich bald mal heim, Eisenhart."

„Warte wenigstens," knurrte dieser, „bis ich die Plakate aus dem Atelier hinausgeräuchert habe. In drei Tagen, denk' ich, ist die Luft wieder rein."

„Schön. Bis dahin."

„Adieu, Vilmar. Und hab Dank für das gespendete Selterwasser."

„Keine Ursache. Addio."

Sie schüttelten sich die Hände und gingen nach ver-

schiedenen Richtungen auseinander. Vilmar erregt von dem Glase Sekt und der Schilderung eines schönen Weibes. Eisenhart mit zusammengepreßtem Mund und traurigen Augen, so ernst, wie er im ganzen Leben noch nicht gewesen war. Sein Abenteuer mit den beiden Mädchen ging ihm im Kopfe herum, bis ihm ganz niederträchtig zu Mute wurde. Schnell erklomm er die Stiegen zu seinem Atelier und schenkte sich aus einer kleinen Karaffe einen Kognak ein, den er sich gestern für den Fall hatte holen lassen, daß er Austern, Gemüse und Herzkirschen auf die Dauer nicht vertragen könnte. Und auf der Stelle wurde ihm besser. Er begab sich in sein Schlafgemach, wusch Gesicht und Brust mit kaltem Wasser ab und streckte sich auf sein Lager. Nach fünf Minuten schon schlummerte er seelenfroh dem neuen Tag entgegen. — —

Als er am frühen Morgen vor der Staffelei stand und die Erzeugnisse südfranzösischer Gartenkultur mit breiten Strichen auf eine braune Pappe warf, die ihm die Leinwand vertrat, überlegte er die Teeszene bei Cousine Tina mit möglichst kaltem Blut. Er freute sich des herzigen und doch so eleganten Geschöpfes, der Vertrautheit, die so rasch zwischen ihnen zum Durchbruch gekommen war; er gedachte der köstlichen, schlanken Fingerspitzen, die er alle einzeln geküßt, und — und, Himmel Sakra! — wahrhaftig, er hatte sie ja auch auf den Mund geküßt.

Und der große Mensch, anstatt sich hierüber am meisten zu freuen, schämte sich.

„Männeken, Männeken,“ sagte er nach einer Pause,

während der er gedankenlos eine Stelle der Pappe mit dem Stift bestrichelte, zu sich selbst. „Was war das wieder für eine Aufführung? Glaubst du denn, zwischen Mädchen und Mädchen sei kein Unterschied? Und glaubst du außerdem, die küßten alle so gern wie du? — Na, wollen's hoffen," schloß er plötzlich kurz ab.

Er strichelte unablässig in der Ecke der Pappe weiter, jetzt mit aller Aufmerksamkeit, bog sich zurück und vor, änderte mit dem Gummi und strichelte aufs neue. Dann tat er einen tiefen Seufzer.

„Wie sie leibt und lebt. Das ist mir mal gelungen. Wenn Fräulein Casparsen wüßte, wie ich ihre Züge hier mitten zwischen die Delikatessen geschmuggelt habe. Freilich, dahin gehört sie für mich. Unter die Delikatessen, die nicht für einen armen Malerbuben wie mich gewachsen sind. Eigentlich ein kläglicher Gedanke. Man sollte doch etwas mehr Zutrauen zu sich selbst haben. Wer weiß, ob sie in der Tat so hochmütig ist, wie es den Anschein hat? Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn in ihr nicht auch eine tüchtige Portion Weib steckte. Das wäre ein Ziel, dies Empfinden für sich zu gewinnen, so mutterseelenallein für sich. Ah —!"

Er machte einen hastigen Gang durchs Zimmer.

„Wenn ich sie nur wiedersehen, wenn ich sie nur bald wieder sprechen könnte. O, ich möchte sie malen, möchte mich mit beiden Augen in die Schönheit ihres Kopfes hineinversenken, um sie auf die Leinwand zu bannen, um endlich ein Meisterwerk zu liefern."

Er nahm seinen Gang von neuem auf und setzte sich dann entschlossen an den Tisch.

„Ich versuch's. Wer wagt, gewinnt. Ich schreibe an Cousinchen Tina und bitte um ihre Fürsprache. Los!"

Er tauchte die Feder ein und beschrieb dichtgedrängt eine Briefseite.

„Schönste und beste aller Cousinen diesseits und im Jenseits! Wenn dein Vetter Ernst Eisenhart an einen Kalenderheiligen glaubte, so würde er ihm, unbekümmert des Geschlechts, Deinen reinen Namen verleihen. Doch da ich mich mehr mit irdischen als mit himmlischen Dingen zu befassen für gut befunden, so gestatte, daß ich in Dir die beste und freundschaftlichste Menschenseele verehre, der gegenüber es mir leicht fällt, mit einem Anliegen herauszurücken. Ich möchte malen, das wirst Du zwar bei meinem Beruf für selbstverständlich halten, aber ich möchte das Porträt Fräulein Casparsens malen. O, Cousinchen, lache mich nicht aus, sondern besinne Dich schnell auf Dein menschenfreundliches Gemüt, laß anspannen und fahre bei Deiner Freundin vor. Sie wird Deinem Aplomb nicht zu widerstehen vermögen. Kann ich mich dafür einmal bei passender Gelegenheit für Dich in Stücke hacken lassen, so befiehl ganz über Deinen Dir in den Tod ergebenen Vetter und Freund

Ernst Eisenhart."

Das Briefchen wurde Fräulein König in dem Augenblick überbracht, als sie im Begriffe stand, bei ihrer Freundin einen Morgenbesuch zu machen. Sie war äußerst gespannt, wie Helene Casparsen über die ver-

unglückte Teeunterhaltung denken würde. Gerade meldete man ihr, daß der Wagen bereit stehe.

„Einen Augenblick,“ winkte sie freundlich ab, „ich komme sogleich.“

Dann öffnete sie das Kuvert und las. Eine feine Röte stieg ihr in die Wangen, eine leichte Verstimmung überkam sie. Sie ließ das Blatt sinken und träumte eine Zeitlang vor sich hin.

„Wie man sich täuschen kann,“ sagte sie mit einer heitern Wehmut. „Erst küßt er mich, und dann soll ich ihm Zutritt zu einer anderen verschaffen. Nun ja, mit dem Kuß war es ein Scherz, sonst würde ich nicht so ruhig geblieben sein. Aber komisch ist es doch, höchst komisch, daß ich mich über seinen Wunsch, Fräulein Casparsen zu malen, beinahe geärgert hätte. Ich halte ihn für einen guten Menschen, den großen Vetter, fast zu gut, als daß Helene mit ihm spielt. Nein, das darf sie nicht. Das muß sie mir versprechen, wenn sie seinen Wunsch erfüllt. Als einzige Cousine werde ich den großen Jungen wohl etwas bemuttern dürfen.“

Mit diesem Vorsatz schritt sie die Marmorstufen hinab und lehnte sich in die Wagenecke. Im schlanken Trabe führten die Pferde sie zum Hause des Senators Casparsen.

„Das gnädige Fräulein hat Besuch,“ empfing das Kammermädchen die junge Dame und bat sie gleichzeitig, in einem zur ebenen Erde gelegenen Salon einen Moment zu verweilen. „Ich werde Sie aber sofort melden.“

„Und Frau Casparsen?“ fragte Tina.

„Ach, die arme Gnädige fühlt sich durchaus nicht wohl. Der strenge Winter und die lebhafte Saison — durch die Rückkehr des gnädigen Fräuleins ist es natürlich viel lebhafter bei uns geworden wie in den letzten Jahren — da will die gnädige Frau denn schon in den nächsten Tagen nach Nizza."

„Ei, da gehen Sie gewiß mit. Wie werden Sie sich freuen."

„O, gnädiges Fräulein" — die Zofe pflückte unsicher an der gestärkten Spitze ihres weißen Schürzchens — „auf die Reise freute ich mich schon. Aber auch hier in Hamburg — man läßt so was nicht gern im Stich — Sie verstehen mich gewiß. Und wenn man dann so fern voneinander ist, durch das viele Denken wird's dann noch immer schlimmer."

Fräulein König, die sich sonst keineswegs viel mit den Dienstboten zu unterhalten liebte, weil ihr das das Regiment im Hause erschwerte, fand doch Muße, das Mädchen mit einem teilnahmvollen Blick zu betrachten. Sie glaubte plötzlich, dem Mädchen den Trennungsschmerz nachfühlen zu können. Deshalb nickte sie ihr freundlich zu und sagte schelmisch: „Desto schöner werden Sie sich das Wiedersehen einrichten. Und nun, bitte, melden Sie mich."

Dunkelrot vor Freude, in ihrem Liebesweh von einer so vornehmen jungen Dame verstanden zu sein, flog die Zofe die teppichbelegte Treppe zur ersten Etage hinauf, um bald mit der Botschaft wiederzukehren: „Fräulein Casparsen lasse das gnädige Fräulein ersuchen."

Helene Casparsen lehnte behaglich in der Polstermuschel eines kleinen türkischen Diwans. Sie trug eine lang herabfließende Matinee im Watteaustil, mit einer Kombination echter Spitzen um den bequemen Hals- und Nackenausschnitt. An den Füßen glitzerten zierliche Goldkäferpantöffelchen. Die ganze Umgebung, das kostbare Möblement, die vielen kleinen Diwans und Polster, an den Wänden die lichtfrohen Bilder der vergangenen französischen Schule, die lauschigen Blumennischen, alles das war so recht geeignet für das Tuskulum eines schönen und vergötterten Mädchens. Ihr gegenüber auf einem niedrigen Sessel saß ein Herr in tadellosem Gehrock, den Zylinder auf dem Knie. Sie waren in eine schnellfließende Unterhaltung verwickelt, die Fräulein Casparsen trefflich zu amüsieren schien, denn sie lachte gerade hell und melodisch, als Tina König im Türrahmen erschien.

„Ah, mein Liebling, du kommst wie gerufen," und sie erhob sich leicht, um die Freundin auf beide Wangen zu küssen. „Denke dir, ein regelrechter Überfall, ein Attentat auf meine Sanftmut und Geduld. Kennen sich die Herrschaften? Herr Dietrich Vilmar, trotz seines großen Hamburger Kaufmannsnamens Maler, natürlich einer der gefeiertsten. Fräulein Tina König, nebenbei bemerkt eine Cousine Ihres Kollegen Eisenhart."

Tina König war gerade nicht angenehm berührt durch die scharfe Betonung des „gefeierten" Malers gegenüber dem nebenbei bemerkten Kollegen Eisenhart. Auch ahnte ihr, daß Vetter Ernst wohl vorhin den Stoff

zur Heiterkeit hatte abgeben müssen. Umso gespannter wartete sie auf die Fortsetzung der Unterhaltung.

„Wer ist denn der kühne Pirat, der dich bestehlen will?" fragte sie lächelnd und ließ sich zur Seite Helenens nieder.

„Wer anders als dieser Herr da vor dir. Kommt einfach ins Haus geschneit, macht mir auf Grund seiner Bekanntschaft mit meinen Eltern einen Antrittsbesuch und verlangt nach den ersten fünf Minuten, ich möge ihm die Gnade erweisen und ihm zu einem Porträt sitzen."

„Bei Gott," sagte Vilmar und konnte seine Augen von der Sprecherin nicht losreißen. „Es wäre die größte Gnade, die ich mir von den Musen erbitten könnte."

„Aber Sie sollen sie ja von mir erbitten."

„In dem Falle sind Sie die Muse."

„Wenn Sie so gut malen können wie reden ..."

„Lassen Sie es auf einen Versuch ankommen," rief er stürmisch, und seine Augen loderten, daß Tina König erschreckt zu ihrer Freundin emporsah.

Doch Helene Casparsen war ganz Herrin der Lage. Sie neigte den Kopf leicht auf die Schulter und sah den Maler mit einem ihrer spottenden Blicke an. Dann wandte sie sich plötzlich zu Tina und meinte: „Was aber das tollste bei der Geschichte ist, das ist, daß dieser Herr den Plan, mich zu malen, faßte, ohne mich überhaupt vorher gesehen zu haben. Erst zwar versuchte er, Ausflüchte zu machen, nachher aber gestand er ein, nachdem er sich in seinen Aussagen verwickelt hatte,

daß er den Vorsatz lediglich auf eine Empfehlung deines lustigen Vetters Eisenhart hin aufgebaut habe. Was sagst du nun, Liebchen?"

„Auf eine Empfehlung von Ernst?" wiederholte Tina erstaunt. „Das will mir doch nicht sofort einleuchten. Vielleicht hat Herr Vilmar die Güte, mir das etwas näher auseinanderzusetzen."

„Herr Maler Eisenhart hat meine Vorzüge im Café angepriesen," spottete Fräulein Caspersen. „O Gott, wenn ich denke, wie seine Anpreisungen beschaffen sind — ich habe seine schöne Art ja selbst vernommen, bei den — Beduinen."

„Nicht doch, gnädigstes Fräulein," unterbrach sie Vilmar. „Eisenhart mag gewissermaßen ein Original sein, aber er weiß ganz genau, was sich gehört."

„Wirklich?" fragte Tina gedehnt. „Und in welcher Weise ein Original? Das interessiert mich."

„Nun, in vielerlei; meinetwegen zunächst in seiner Urwüchsigkeit."

„Halten Sie das für einen Fehler?" meinte sie lächelnd.

„Ich durchaus nicht," entgegnete Vilmar. „Aber ich bin nicht Hamburg, und ich fürchte, er wird in Hamburg manches Mal Anstoß geben. So dürfte er hier kein gewinnbringendes Feld für seine Tätigkeit als Maler finden."

„Sie meinen, er müsse mehr den biederen Menschen aus- und den Gesellschaftsmenschen anziehen."

„So halten Sie den Gesellschaftsmenschen nicht für bieder?"

„Das wohl. Aber Herr Eisenhart, den ich ja selbst kaum kenne, obschon er mein Cousin ist, macht auch so, wie er ist, auf mich den Eindruck eines kreuzbraven und kavaliermäßigen Menschen."

„Du bist ja mit einem Male eine außerordentlich beredte Fürsprecherin deines Herrn Vetters," sagte Helene Casparsen nach einer kurzen, beklemmenden Pause.

„Ich muß mich wohl seiner annehmen," sagte sie mit einem gewinnenden Lächeln, „denn da sich sonst keine Stimme für ihn erhebt, so sehe ich ein: er braucht es. Und im übrigen hat er mich ganz besonders darum gebeten."

„Ah, wie denn das?" machte Helene erstaunt. „Will er in Zukunft artiger sein?"

„Sieh einmal," fuhr Tina schelmisch fort, „du sagtest bei meinem Eintreten, ich käme wie gerufen. Darin hast du recht gehabt. Wäre ich eine Viertelstunde später gekommen, hätte ich jedenfalls unverrichteter Sache wieder abziehen können und meinem Amt als Fürsprecherin wenig Ehre gemacht."

„Aber du spannst mich wirklich auf die Folter. Was wünscht denn dieser kreuzbrave und kavaliermäßige Herr Maler Eisenhart, daß er sich eines so schönen Mundes zum Sprachrohr bedient?"

„Er wünscht," sagte der Schwarzkopf im wiedergefundenen Übermut gravitätisch, „die Gnade zu finden, das Porträt Fräulein Helene Casparsens malen zu dürfen."

„Wie?" rief das schöne Mädchen lebhaft. „Er auch? Ist er denn toll?"

„Urteile selbst, du weiblicher Paris," scherzte die Kleine und holte Eisenharts Brief hervor.

Fräulein Casparsen durchflog ihn schnell. Sie war nachdenklich geworden. Das war ein rascher Sieg über den Urwuchs, der ihr gestern durch seine unverfrorene Rede doch stark imponiert hatte. Aber gerade das war es, was sie ärgerlich stimmte. Sie wollte selbst imponieren, sie, die Schönheit Hamburgs. Alles sollte sich beugen. Und doch, es durchzuckte sie wie ein heißer Schauer der Gedanke, wie schön es erst sein müsse, in einem Manne dann noch den Meister zu finden. Es stürmte etwas in ihr, das sie nicht zu benennen vermochte, ein Gefühl des Suchens und Fliehens.

„Das liest sich mehr wie ein versteckter Liebesbrief an dich, Herzchen," sagte sie endlich. „Aber der Stil ist so kauderwelsch, daß man kaum wissen kann, wem der Schreiber am meisten huldigen will. Na, Herr Vilmar, da sitze ich ja hübsch zwischen zwei Feuern."

„Ich war der erste am Platze," beharrte der Maler.

„Was das anbetrifft," schaltete Fräulein König lebhaft ein, „so hat ganz gewiß Herr Eisenhart das Prä, denn ich erhielt seinen Brief schon am frühen Morgen."

Sie log ein bißchen, aber sie tat es gern. Es hätte sie geschmerzt, wenn der reiche und elegante Herr Vilmar ihrem armen, lustigen Vetter den Rang abgelaufen hätte. Sie sah es als eine Ehrensache an, für Ernst in die Bresche zu springen.

„Außerdem," fügte sie hinzu, und wandte ihr klares Auge auf Vilmar, „bin ich überzeugt, daß Herr Eisenhart nur in seiner Kunstbegeisterung für das Schöne

Fräulein Casparsens Namen genannt hat. Er wußte, daß er einen Freund vor sich hatte, daß er sich offen geben und seiner Begeisterung Luft machen könne, und ich glaube nicht, daß man von einer so ehrlichen Natur Vorteil ziehen soll."

Vilmar hatte sich hastig erhoben.

„Darauf darf ich natürlich nicht antworten," sagte er achselzuckend, „ohne mich in den Verdacht zu bringen, einem Freunde gegenüber nicht fair zu handeln. Und doch gibt es Umstände ... Ja, mein Fräulein, Sie hätten recht gehabt, wenn Sie mir das vor meinem Besuche bei Fräulein Casparsen gesagt hätten. Jetzt — jetzt kommt es zu spät. Ich habe von Eisenharts Wunsch keine Ahnung gehabt, er hat sich gestern mit keinem Wort darüber ausgelassen. Und deshalb stehe ich hier mit der vollkommenen Berechtigung des Wollens und derselben Freiheit des Handelns."

„Sie wollen also auch jetzt nicht zurücktreten?" fragte Fräulein König und zog die Stirn in Falten.

„Freiwillig? Nein! Ich habe so gut mein Künstlerauge wie Eisenhart, und kein Mensch wird mir übelnehmen können, daß ich im Kampf um die Ehre, ein Fräulein Casparsen zu malen, auf meinem Posten beharre."

Helene Casparsen hatte sich wohlig in ihr Polster geschmiegt. Sie hörte aufmerksam zu und hatte die größte Freude an dem Wettstreit. Das kühle Hamburg, das sie nur widerwillig gegen das strahlende Leben des Südens eingetauscht, hatte also doch noch seine kleinen Reize. Sie überlegte, wie sie dies amüsante Zwischenspiel auf schickliche Art verlängern könnte.

„Vorausgesetzt," begann sie endlich langsam, „daß ich überhaupt willens bin, mich der langweiligen Prozedur der Sitzungen zu unterziehen. Tue ich es wirklich, so will ich meine Zeit und gute Laune natürlich nicht an eine wertlose Pinselei verschwenden. Wer von den Herren getraut sich, der größere Künstler zu sein?"

Eine flammende Röte überzog das blasse Gesicht Vilmars. Und ein so mächtiger Strahl von Triumphgefühl brach aus seinen Augen, daß Helene Casparsen nicht umhin konnte, den Mann interessant zu finden. Sie gewahrte in ihm eine ihr verwandte Eigenschaft, das unbesiegbare Zutrauen zu sich selbst, den Willen und die Kraft, mit welchen Mitteln es auch sei, über seine Mitmenschen hinaus zu glänzen und eine Sonderstellung einzunehmen.

„Nun?" wiederholte sie fragend.

Vilmar trat an ihren Diwan heran und ergriff leicht ihre Hand, die er küßte.

„Mein Atelier steht Ihnen jederzeit offen, mein gnädiges Fräulein. Ich habe gerade ein Interieur aus dem Sankt Petersdom auf der Staffelei, Gottesdienst und Beichte. Ich bitte um Ihren gnädigen Besuch."

„Und wird der Eintritt zum Allerheiligsten des Herrn Eisenhart ebenso leicht zu erlangen sein?"

„Ich möchte mich nicht dafür verbürgen," lachte der Maler. „Wenigstens hat er ihn selbst mir, seinem Freund und Kollegen, versagt."

„Ah, er will die Welt überraschen," bemerkte sie ironisch. „Oder — sollte er kein ganz unschuldiges

Motiv auf der Leinwand haben? Weißt du, Tina: hier eine runde Schulter, dort einen weißen Arm und Fuß — wir kennen ja seinen Geschmack. Vielleicht ist ihm doch noch ein armes Beduinenweib ins Garn gegangen, trotz Virchow."

Tina König hatte sich errötend erhoben. Die Art, wie Helene das Gespräch führte, beleidigte ihre Mädchenhaftigkeit. Vilmar aber, der sich mit dem Gewissen des Egoisten und dem Bewußtsein des größeren Kunstvermögens über alle Bedenken hinwegsetzte, entgegnete mit angenommener Gutmütigkeit: „Nein, meine Damen, da muß ich Eisenhart doch in Schutz nehmen. Denn grade das, was er augenblicklich malt, ist für das größte und allgemeine Publikum berechnet. Nicht eigentlich für uns. Aber ich halte die Wette, daß sämtliche Köchinnen und Aufwärter Hamburgs sich mehr an seinen Leistungen begeistern werden, als an meinem vollendetsten Porträt, Genrebild oder Interieur."

„Da bin ich ja neugierig," sagte Fräulein Caspersen, indem sie ihrem Ton eine sarkastische Färbung gab, und richtete sich auf. „Also, er malt ein Schlachtenpanorama, eine Vogelwiese?"

„Er malt Reklameplakate für eine Austernhandlung, für südfranzösisches Eingemachtes, für gute La Ferme-Zigaretten."

Einen Augenblick hielt das schöne Mädchen den Atem an. Dann brach sie in ein tolles Gelächter los, von dem sie sich kaum zu erholen vermochte.

„Nein, ist das Ihr Ernst? — Das — das ist die

Betätigung seiner Kunst? — Und so zwischendurch — so zwischendurch will er mein Porträt malen? Wohl als Auster oder — oder als junges Gemüse, ganz in Grün? Hahaha —"

„Ich denke mir, vielleicht als Herzkirsche."

„Schweigen Sie," lachte das schöne Mädchen, „oder es ist um mich geschehen. Und — und nehmen Sie meinen wärmsten Dank für den köstlichen Vormittag. Als Herzkirsche! O Gott, ich sterbe. Tina, Tina, sag deinem Vetter, daß ich ihn für einen ganz außerordentlichen Menschen halte."

„Das will ich gern tun," antwortete die Aufgerufene, ohne eine Miene zu verziehen.

„Auf Wiedersehen," verabschiedete die junge Dame des Hauses den Maler in rosiger Laune. „Ich bin nicht mehr im stande, ernsthaft zu denken. Aber ich werde Ihr freundliches Anerbieten im Sinne behalten."

„Und ich werde unterdes mein Atelier bekränzen," beeilte sich Vilmar zu erwidern. „Ich werde es zu einem Garten umgestalten, in welchem nur der Platz für die königliche Rose frei bleibt."

„O, nicht zu vorschnell, es könnte mir einfallen, mich doch der — der Herzkirschenkunst Ihres Freundes anzuvertrauen."

„Wenn es noch Ananas wären," entgegnete er lachend, „aber Herzkirschen? — Nein, das würde Ihnen bald zu alltäglich sein."

Er führte ihre Hand an die Lippen, umfing noch einmal ihre Gestalt mit einem großen, glühenden Blick und verließ mit tiefer Verneigung vor Fräulein König den Salon.

„Ein charmanter Mensch,“ sagte Helene Caspersen, „nicht übermäßig hübsch, aber tadellos als Gesellschafter; dabei reich und nicht an die Scholle gebunden. Und jedenfalls bald ein bedeutender Mann. — Wie, Herzchen, du willst schon gehen? Laß dich doch zum Diner hier behalten. Ich mach' nur schnell Toilette.“

„Danke,“ erwiderte Tina, „Papa würde mich, wie ich glaube, schmerzlich vermissen. Es wäre auch zu einsam für ihn, ganz allein bei Tisch.“

„So will ich dich nicht überreden. Adieu, mein Liebling, ich suche dich bald auf.“

Damit küßte sie die Freundin herzlich auf beide Wangen, und Tina ging hinunter, um ihren Wagen zu besteigen, der sie schnell von dannen führte.

„Armer Ernst,“ sprach sie leise vor sich hin, „dein Liebeskampf wird ein schwerer werden gegen die vornehmen Partner. Eigentlich bist du zu gut für die Leute. Aber wenn du es so willst — in mir sollst du dich nicht täuschen. Ich will deine Helferin bleiben.“

Beim Diner war sie so träumerisch und schweigsam, daß es dem alten Handelsherrn auffiel.

„Fühlst du dich nicht wohl, Tina? Du bist nicht wie sonst. Was ist denn nur mit meinem Sausewind? Wart, ich werde doch gleich mal nach dem Hausarzt senden.“

Sie wehrte ab und streichelte seine großen, gepflegten Hände.

„Es wird die Frühlingsluft sein, Papa.“

IV

Ernst Eisenhart hatte sein zweites Plakat beendet. Und zwischen dem edelsten Stangenspargel und den zartesten Erbsen war ihm der Gedanke aufgestiegen, wie mißlich es sei, ein Maler zu sein ohne das geringste Betriebskapital. Nun malte er hier diesen göttlichen Blödsinn, um sich für den Sündenerlös auf ein paar Wochen ein halbwegs vernünftiges Modell stellen zu können. Wie gut es doch die Kollegen hatten, die nicht immer erst den Geldbeutel befragen mußten, ob sie Zeit und Stimmung im Dienst der Kunst verwenden könnten, wenn der Geist über sie kam. — Auf die Dauer mußte er sich wohl oder übel auf ein Proletarierdasein gefaßt machen.

Na ja, er würde es sich schon einrichten. Er war ja gerade kein Feigling. Und wer konnte es vorhersagen: vielleicht glückte ihm doch einmal ein Wurf.

Er befestigte einen neuen Pappbogen auf die Staffelei, um nach einem alten Skizzenbuch eine flotte Zigarettenraucherin zu entwerfen. „Alle Wetter," setzte er seinen Gedankengang fort, „ich gehöre doch gerade nicht zu den allerschlechtesten meines Metiers. Nur eine große Aufgabe fehlt, nein, nicht einmal die, nur ein bißchen lumpiges Geld, um sich ohne die Tagessorgen einer größern Arbeit hingeben zu können. Ach was!

Wozu die Luftschlösser. Was ein ganzer Kerl ist, das zeigt sich eben in den weniger angenehmen Lebenslagen."

Er nickte sich selbst Mut zu und strich emsig weiter. Durch das Fenster fiel die Morgensonne eines schönen Frühlingstages und beleuchtete den skizzierten Kopf der Zigarettenraucherin mit einem goldroten Schimmer. Das brachte ihn auf eine gewisse Haarfarbe, und von der Haarfarbe war es nur ein Übergang von einer Sekunde, und seine Gedanken weilten bei Helene Casparsen, dem Weibe, welches seine ganze Phantasie beherrschte. Nachdem er seine Gedanken gezwungen hatte, sie in ihrer wundervollen Schönheit vor ihm auftauchen und ganz nach Wunsch vor ihm auf und nieder wandeln zu lassen, gelüstete es ihn, sie sich plötzlich als sein Weib zu denken, sie, die Herrliche, die Verwöhnte als sein Weib, während er auf Tod und Leben Plakate malte, um für sie den Lebensunterhalt zu verdienen. Dabei streiften seine Augen die verhaßten Kunstwerke, die nächstens in tausend Reproduktionen an den Litfaßsäulen prangten, und er kam in ein gelindes Husten.

„Und doch," sagte er ingrimmig, „sie würde mir die Kraft geben, ein Künstler zu werden. Ich würde malen, daß es den Leuten blau vor den Augen werden sollte. Ich! Ich! Ich!" Und jedes „Ich" war von einem Faustschlag in das Gesicht der Zigarettenraucherin begleitet. Dann warf er die Kohlenstifte gegen die Wand, daß sie in Atome zersplitterten, und fuhr wie Ajax, der Telamonier, im Zimmer herum.

„Guten Morgen, Vetter; ich komme wohl ungelegen?"

Er war sofort wieder bei Verstand und eilte zur Tür.

„Der Tausend! Cousinchen Tina! Und du hast dich weder vor den vier Treppen gefürchtet, noch vor der Höhle des Löwen?"

„Gebrüllt wie ein Löwe hast du freilich," neckte sie und reichte ihm die Hand. „Aber das Gruseln müßte mich doch ein anderer lehren als du. Außerdem hat mich eure liebenswürdige Haushälterin, Frau Trude, heraufbegleitet. Da ist sie."

Und richtig kam hinter dem Fräulein die vierschrötige Gestalt der alten Wirtschafterin zum Vorschein.

„Ah, guten Tag, Frau Ehrenjungfrau."

„Wie der Herr nur eine ehrbare Witwe respektiert," grollte sie. „Nennt die Leute Frau und Jungfrau in einem Atem."

„Nun, nun," besänftigte der Maler, „ich wollte damit durchaus nicht Ihrem Seligen zu nahe getreten sein."

Frau Trude warf einen besorgten Blick auf das feine Fräulein und mit dieser gemeinsam einen verzweifelten nach der Zimmerdecke. Dann schlurfte sie schnell in das nebenliegende Schlafgemach, um darin aufzuräumen und durch ihre Gegenwart, die das Fräulein sich der Schicklichkeit wegen erbeten hatte, so wenig wie möglich zu stören.

„Tina," sagte Eisenhart und drückte herzlich ihre Hand, „das war aber mal eine Prachtidee, persönlich nach dem Vetter zu sehen."

„Und dabei hörte ich doch, daß du keinem den Eintritt gestattetest," antwortete sie und sah sich im Raume um.

Der Maler wurde einen Augenblick verlegen. Dann warf er energisch den Kopf in den Nacken und lachte sein nettes, verschmitztes Lachen.

„Blick dich nur ruhig um. Bei dir mach' ich eine Ausnahme, das ist doch selbstverständlich." Er schob ihr den besten Sessel hin, und sie nahm Platz.

„Weshalb denn selbstverständlich?"

„Ach, geh, du bist so ein lieber Kerl, daß ich mich schämen würde, dir lange Hokuspokus vorzumachen. Nein, nein, nicht bös werden, es ist bei Gott mein heiliger Ernst. Zu dir hab' ich eben Vertrauen, ich möcht' vor dir nicht mal ein Geheimnis haben. Das ist sonderbar, wo wir uns erst so kurz kennen, aber es war nun so, auf den ersten Blick."

Tina hatte sich zuerst verwirrt erheben wollen, war dann aber still sitzen geblieben und wunderte sich, wie wohl ihr die Worte taten.

Der Maler fuhr unterdes fort.

„Ich bin hier gerade nicht pompös eingerichtet; das kann mir selbst der Neid nicht nachsagen. Aber es verschlägt mir nichts. Ich bin ganz zufrieden. Nur muß ich, um meiner Börse von Zeit zu Zeit aufzuhelfen, Arbeiten übernehmen, die nicht stets direkt mit dem Wesen der Kunst zu tun haben. Wie zum Beispiel diesmal die Anfertigung von den Plakaten da. Nicht wahr, Arbeit schändet nicht, Cousinchen, besonders keinen Jüngling von sechs Fuß; aber wenn ich trotzdem

meine Höhle verbarrikadiere, so hat das einen äußerlichen Grund, sagen wir: einen gesellschaftlichen. Bei uns werden die Leute ja doch nur nach dem Äußeren beurteilt; und laß es deshalb, wenn ich mich wirklich mal um einen ernsthaften Auftrag bewerbe, bekannt werden: der Kerl besorgt Anstreichergeschäfte, er malt Plakate, so erlebst du an mir den schönsten Reinfall, den sich ein strebsamer Maler nur wünschen kann."

Tina hätte dem Vetter gern gesagt, daß seine Nebenbeschäftigung bereits kein Geheimnis mehr sei. Aber sie brachte es nicht über sich, ihm seine schöne Gemütsruhe zu rauben. Es wäre ihr wie ein Verbrechen erschienen, ein Diebstahl an seiner sonnigen Natur. Auch widerstrebte es ihr, die Zwischenträgerin zu machen.

„Und nun, Cousinchen, sage mir, welchem segenswerten Umstand ich das Glück verdanke, dich auf diesem Sessel zu sehen?"

„Vorher möchte ich doch wissen," scherzte die junge Dame, „weshalb du vorhin so mörderisch tobtest? Oder tust du das jeden Morgen?"

„Ach, Tinchen, soll ich schon wieder beichten?"

„Nur zu, es schadet dir nichts."

„Ich hatte eine Gedankenverbindung zwischen meiner Plakatmalerei und Fräulein Casparsen zuwege gebracht. Und da mußte ich mir künstlich Mut machen."

„Deshalb donnertest du so?"

„Deshalb, Tinchen."

„Du beschäftigst dich wohl sehr viel mit Fräulein Casparsen?"

„Den ganzen lieben Tag," versetzte er freimütig.

Sie stockte in ihrer Inquisition. Dann sagte sie leise: „Ich weiß nicht, ob das gerade gut für dich ist."

„O doch," rief er lebhaft, „o doch, ich spüre es ja an mir selbst. Ich habe plötzlich eine Elastizität, einen Schwung bei der Arbeit, Kind, es ist zum Verwundern. Es kommt etwas in mir zum Durchbruch, worauf ich vergeblich gewartet habe."

„Die Liebe?" fragte sie und zwang sich, ihm mit mädchenhafter Schelmerei von unten in die Augen zu sehen.

Er stutzte einen Moment bei der direkten Frage.

„Die Liebe?" wiederholte er dann sinnend. „Eigentlich habe ich das nicht damit sagen wollen. Ich meinte die Kunst. Es ist ganz eigentümlich, ich sehe mit einem Male alles anders, Farben, die ich vorher nicht empfunden habe, Linien, die mir sonst entgangen sind. Und dabei geht es mir wie eine große Meereswelle durch die Brust, als ob ich das, was ich empfinde, alles malen könnte, wenn ich nur wollte. Das war früher nicht so. Da scheute ich immer vor eingebildeten Grenzen zurück. Meinst du wirklich, daß das die Liebe sei?"

„Ich weiß es nicht," sagte sie mit angehaltenem Atem. „Vielleicht kann es auch erwachte Phantasie sein."

„Hm," machte er verdutzt, „ebensogut könntest du sagen, es kommt aus dem Magen."

„Würde dir das leid tun?"

„Tina," sprach er ernst, „ich glaube, es würde mir leid tun. Ich bin ja eine leidlich lustige Haut und

hoffe, mit meinem bißchen Humor durchs Leben zu kommen, auch wenn's arg neblig ist. Aber, sieh mal, manchmal vermisse ich doch was, trotz der guten Laune und der leichtsinnigen Gesellschaft am Biertisch. Und das ist der Gedanke: mein Herz, das ich meistens für mich behalte, so recht an etwas hängen zu können. Ich meine: an ein liebes, schönes Weib. An ein Wesen, das, wenn ich den Maler und den Gesellschafter abgestreift habe und nichts bin als der Ernst Eisenhart mit all seinen kleinen und großen Fehlern, das mir dann und trotzdem sagt: Ich hab' dich lieb. So hab' ich dich am liebsten. — Deshalb würde es mir leid tun, wenn es die Phantasie wäre, die ja für einen Künstler das wertvollste ist, und nicht das Herz, was meinem inneren Menschen am besten täte. — Aber jetzt habe ich dir wahrhaftig Dummheiten genug vorgeschwatzt. Du fängst doch um Gottes willen nicht an, ernst zu werden? Nein, nein, du mußt immer das liebe, reizende, mutwillige Geschöpfchen bleiben. So stehst du mir am nächsten, wenn dir daran etwas gelegen ist."

Sie war aufgestanden und reichte ihm die Hand.

„Darauf kannst du dich verlassen," sagte sie, „man muß doch mit seinem einzigen Vetter zusammenhalten."

„O du Süße," wollte er rufen und hätte den hübschen Schwarzkopf an seine Brust ziehen mögen. Aber ihr großer, klarer Blick war so fest auf ihn gerichtet, daß er beschämt die Augen senkte. Da lachte sie ihn aus.

„Ich wollte es dir raten!" drohte sie. „Ich bin keine Stellvertreterin, das merk dir ein für allemal."

„Tina, nicht bös sein.“

„Du kannst keine Güte vertragen,“ fuhr sie fort, „aber ich will annehmen, daß du sie nicht gewöhnt bist. Eigentlich sollte ich mir gar kein Kopfzerbrechen deinetwegen machen.“

„Und das tust du, Tina?“ jubelte er.

„Weil ich gern zum Glücke meines Vetters, der ein großes Kind ist, beitragen möchte. Denn allein bringt er es nicht dazu.“

„Tina, jetzt muß ich dich aber wahrhaftig küssen.“

„Soll ich Frau Trude rufen?“

„Verdirb mir doch nicht gleich den Geschmack.“

„So setz dich dort in die Ecke. Ohne Widerrede. Oder ich gehe sofort und vergesse vollständig, daß ich einen ungezogenen Vetter namens Ernst Eisenhart habe.“

„Dann laß mir wenigstens dein Händchen.“

„Nichts laß ich dir. Willst du gehorchen?“

Er tat es mit einem so tiefen Seufzer, daß sie lachen mußte.

„Man sollte gar nicht glauben, daß du in Helene Casparsen verliebt seist.“

„Wenn du noch lange hier bleibst, werde ich selbst irre.“

„Ernst,“ sagte sie streng, „soll ich reden oder gehen?“

„Bitte, bitte, nur nicht gehen. Ich will die Ohren spitzen wie ein Mäuschen.“

Sie setzte sich in weiter Entfernung von ihm in den Sessel und begann.

„Ich habe deinen Brief erhalten und dir den Ge-

fallen getan, sogleich zu Fräulein Casparsen hinauszufahren."

„Ich sagte es ja, man müßte dich küssen," murmelte der Maler.

Sie achtete nicht mehr darauf, sondern fuhr fort: „Ich habe deine Botschaft übernommen, obwohl ich mir gestand, daß das nicht die richtige Art sei, sich einer Dame zu nähern, wie Helene Casparsen."

„Weshalb nicht, Cousine?"

„Selbst ist der Mann," sagte sie mit blitzenden Augen.

„Alle Wetter ..."

„Bleib sitzen, Ernst. Ich bin noch nicht fertig. — Außerdem, wenn man eine anbetungswürdige Dame gefunden zu haben glaubt, geht man nicht hin und erzählt es der Welt. Denn es könnte ja einer hören, der mehr Selbstvertrauen besitzt als du, und gleich hast du einen gefährlichen Nebenbuhler. Liebe muß verschwiegen sein, ob sie nun glücklich oder unglücklich ist. Sonst ist es keine Liebe mehr, sondern Eigensinn oder Dünkel."

„Aber woher weißt du das alles, Kindchen?"

„Man weiß viel, worüber man nicht spricht. Und das ist nicht immer das schlechteste."

„O Tina, also auch du —?"

Sie überhörte seinen Einwurf geflissentlich, nur in ihren Augen erschien ein eigentümliches Glänzen.

„Kurz und gut, du hast deine Empfindungen nicht für dich behalten, und dadurch hast du die Situation erschwert."

„Das verstehe, wer will."

„Wie ich bei Fräulein Casparsen gemeldet wurde, hatte sie Besuch."

„Darin sehe ich nichts Merkwürdiges."

„Trotzdem blieb ich und ließ mir den Herrn vorstellen: Herr Dietrich Vilmar."

„Himmel Kreuz Element!" tobte der Maler und sprang auf die Füße. „Was soll das nun wieder bedeuten! Muß ich denn stets den Jagdhund abgeben, der den Kerl auf die Fährten lockt?"

Er tat einen erregten Gang durchs Zimmer.

„Diesmal soll er sich aber verrechnen. Das hieße doch die Gutmütigkeit zu weit treiben. Ich werde ihm die Zähne zeigen, die er wohl bei mir durchaus nicht zu vermuten scheint. Aber wer hieß mich auch, vor ihm — brühwarm — O, ich bin und bleibe doch ein kapitaler Esel!"

Er nahm zornig seinen alten Platz wieder ein.

„Und nun war es wohl Essig mit dem Ölgemälde?"

„Ernst," sagte sie weich, „willst du nicht ein ganz klein wenig ..."

„Rücksicht auf dich nehmen," rief er und eilte auf sie zu, um ihre Hände zu ergreifen. „Da hast du gleich den Beweis, was für ein ungehobelter Geselle ich im Grunde bin. Doch, doch! Du Ärmste plagst dich für mich ab, und ich schreie dir zum Dank den Kalk von den Wänden herunter. Aber es soll nicht wieder vorkommen, Schutzengelchen, ich werde ruhig bleiben, es ist ja noch nichts entschieden. Also was wünschte Herr Dietrich Vilmar?"

„Er kam, um sich die Gnade zu erbitten, Fräulein Casparsens Bild malen zu dürfen.“

„Hm — und die Gnade wurde ihm natürlich gewährt.“

„Es war wenigstens drauf und dran,“ lachte sie, „als ich sehr gegen seinen Wunsch mit deinem Anliegen hineinplatzte. Dadurch bekam die Angelegenheit zwar kein viel besseres Aussehen für dich, aber sie wurde doch wenigstens bis auf weiteres hinausgeschoben.“

„Und was ist das: bis auf weiteres?“ fragte der Maler und nagte trotzig an der Unterlippe.

„Fräulein Casparsen möchte von euch beiden Bilder sehen. Wer der größte Künstler von euch ist, der wird sie malen.“

„Auf meine Austern gewinn' ich den Preis nicht,“ brummte Eisenhart, „das wußte der Kujon. Meine Bilder, die ich bisher geleistet, habe ich billig an den Mann gebracht. Mein Atelier ist leer, wenn ich das südfranzösische Gemüse abziehe.“

„Das würde ich ruhig abziehen,“ sagte sie mit einem Blick auf die bunte Tafel.

„Du! Du machst dich wohl noch lustig über mich?“

„Ja, das tue ich, wenn du dich so leicht verloren gibst.“

„Aber, zum Henker, was soll ich denn machen?“

„Etwas Neues! Was sonst! Geh zu deiner Dame hin, zeig ihr, daß du ein Mann bist, dem nichts zu schwierig scheint. Laß dir ein Motiv anweisen, aber mit Vilmar dasselbe gemeinsam, und dann schaffe ein Kunstwerk, mit dem Herzen oder der Phantasie, danach frage nicht. Nur siegen soll mein braver Vetter.“

Er sah sie verwundert an.

„Was du für eine tapfere Seele bist. Wie hat ein Taugenichts wie ich nur deine Sympathie verdient?"

„Danach fragt ein guter Kamerad den anderen nicht," erwiderte sie lustig und trat schnell vor die Staffelei, um die Zigarettenraucherin zu betrachten. Eine ganze Weile blieb sie vor den wenig interessanten Zügen stehen. Dann wandte sie sich ihm wieder zu.

„Jetzt heißt es aber schleunigst an die Heimkehr denken, ich habe mich schon über die Maßen mit dir verplaudert. Und Frau Trude wird um ihre Küche jammern. He, Frau Trude!" rief sie und öffnete die Tür zum Nebenzimmer. „Sie sind erlöst."

Frau Trude hatte die Muße benutzt, um auf einem breiten Holzstuhl ein kleines Schläfchen zu halten. Sie wischte sich bei dem plötzlichen Anruf verständnislos die Augen, während Tina einen neugierigen Blick durch das kleine Gemach schweifen ließ.

„Das Allerheiligste," sagte hinter ihr Ernst Eisenhart ironisch. „Das würde nun gerade keine Einrichtung für Fräulein Casparsen sein."

Sie wollte ihn verweisend anblicken, wurde aber blutrot dabei und mußte lachen. Er stimmte fröhlich ein.

„Du," sagte er dann, „daß ich mich vor dir gar nicht geniere ...?"

Sie wechselte jäh die Farbe und begann leise zu zittern.

„Du ja auch nicht vor mir," fuhr er fort, „sonst wäre so eine schöne und elegante Dame nicht die vier

Treppen heraufgekommen. Es ist doch komisch in der Welt."

„Adieu, Ernst."

„Adieu, liebe Tine, und vielen, vielen Dank. Wirst du deinen Besuch wiederholen? Ich möchte dich gern bald wiedersehen."

„Ich empfange jeden Dienstag und Freitag von fünf bis sieben Uhr," erwiderte sie mit übermütiger Würde. „Alle möglichen Leute."

„Ich pfeife — ah, verzeihe, ich meinte, alle möglichen Leute können mir gestohlen werden. Ich möchte mit dir Irrwisch gern allein plaudern."

„Ja — — dann muß ich dir schon gestatten, auch an anderen Tagen zu kommen. Aber vergiß nicht, auch Papa mal aufzusuchen. Er weiß ja doch, daß du bei uns warst, und, nebenbei, wenn ich es nicht haben will, beißt er nicht."

„Du mußt ja ein ganz reizendes Pantöffelchen haben ..."

„Kommen Sie, Frau Trude. Auf Wiedersehen, Herr Vetter."

Bevor er ihre Händchen an die Lippen ziehen konnte, war sie hinaus. Frau Trude schlurfte bedächtig hinterher. An der Tür aber wandte sie sich um und sagte mit einem überlegenen Blick auf Eisenhart: „Wo hat denn die aber nur rotes Haar, möcht' ich wissen?"

„Ich auch," entgegnete der Maler. „Ich werd' wohl farbenblind sein."

Als er allein war, begann er das Lied vom Tannenbaum. Dann fiel ihm plötzlich ein Brief ein, den er

am Morgen erhalten hatte, und der ihm jetzt in einem anderen Licht erscheinen wollte. Er holte ihn vom Tische her und durchlas ihn mit gerunzelter Stirne.

„Lieber Freund und Kunstgenosse! Ich hätte etwas mit Dir zu verhandeln, was sich aber vorzüglich bei der ersten Maibowle, die dies gesegnete Jahr uns schenkt, verhandeln ließe. Im Hinblick darauf, daß Du stets Maibowle von Leitungswasser zu Deinem Vorteil unterscheiden konntest, hoffe ich Dich heute abend gegen acht Uhr bei mir zu sehen. Vilmar."

„Wenn mich dieser verhandlungssüchtige Freund und Kunstgenosse zu einem Linsengericht eingeladen hätte," knurrte Eisenhart, „so hätte er damit der Wahrheit die Ehre gegeben. Denn es wird um die Erstgeburt gehen. Nun, seine Maibowle soll den Kampf spüren."

Er begab sich an seine Staffelei zurück und malte mit Ausdauer an seiner Zigarettenraucherin. Er brachte es auch dazu, sämtliche Gedanken vorerst zu beschwichtigen.

„Sobald mir erst dies Zeugs aus den Augen ist, werde ich mit mehr Hoheit vorgehen können," sprach er und trieb den Pinsel über die Pappe. „Man kommt sich ja sonst vor wie der kleine Schweinehüter, der um die Prinzessin freit."

Er malte bis zur Dunkelheit und nahm sich nur kurze Zeit zum Mittagessen. Als der Abend hereinbrach, stülpte er den Kalabreser auf und ging in die Stadt, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. Dann suchte er Vilmars Atelier auf.

Es war ein großer, mit Geschmack und Raffinement ausgeschmückter Raum. Schwere, buntfarbige Teppiche

an den Wänden, der Fußboden mit Parkettäfelung, prachtvoll geschnitzte alte Möbel, verschiedene größere und kleinere Staffeleien von feinem Holz, überall Bilder, Studien und Skizzen, meist in breiten Goldrahmen — kurz, die Werkstatt eines vornehmen Malers.

„Das reine Boudoir," brummte Eisenhart in sich hinein, mußte sich aber gestehen, daß es ihm gar nicht so schlecht gefalle.

Vilmar kam aus dem Nebenzimmer, wo er ein bißchen Lektüre getrieben haben mochte. Er trug einen bequemen braunsamtnen Hausrock und rauchte eine russische Zigarette.

„Sieh da, du bist pünktlich. Das freut mich sehr. Nimm Platz, mein Junge."

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch, auf dem eine mächtige kupfergetriebene Lampe brannte, und schwiegen sich nach der Begrüßung eine geraume Weile aus, bis Eisenhart den Druck nicht mehr ertragen konnte und er lakonisch bemerkte: „Schreiten wir zur Verhandlung."

„Recht so," sagte Vilmar hastig, indem er zugleich einladend auf einen Behälter mit Zigarren und Zigaretten wies, „gehen wir gleich in medias res. Du sprachst mir kürzlich von einer jungen Dame."

„Sehr kürzlich," nickte Eisenhart, „es war vorgestern abend."

„Schön, es war vorgestern abend. Inzwischen habe ich Fräulein Casparsen kennen gelernt."

„Wo ist die Bowle?" fragte Eisenhart ruhig.

„Was für ein Ding?"

„Nun, die Maibowle, zu der du mich geladen hast.“

„Gleich, gleich. — Ich verstehe nicht, wie du, während ich über Fräulein Casparsen mit dir spreche, daran denken kannst.“

„Lieber Freund,“ entgegnete Eisenhart, „daß du über Fräulein Casparsen mit mir sprechen wolltest, habe ich gewußt, bevor ich dein gastliches Haus betrat. Ist es etwas Angenehmes, so verschönt die Bowle mir den Genuß; wird es eine unangenehme Auseinandersetzung, so will ich mich wenigstens an der Bowle dafür schadlos halten. Verlange ich die in Aussicht gestellte Bowle nicht sofort, so könnte ich sehr leicht hinterher, wenn wir uns erst erzürnt haben werden, das Nachsehen haben. Also sei so gut.“

Vilmar machte eine ungeduldige Bewegung und klingelte dem Diener, der behend noch ein Tischchen heranrückte und eine weitbauchige Kristallbowle herbeitrug. Nachdem er vor jeden der Herren einen Humpen gestellt hatte, winkte ihm Vilmar, daß er gehen könne.

„Ein sehr anständiges Gemäß,“ sagte Eisenhart mit einem befriedigten Blick auf das Volumen der Terrine. „Darin kann man schon viel Groll ersäufen.“

Er tat einen langen prüfenden Zug, zündete sich darauf eine Zigarre an und wandte sich freundlich Vilmar zu.

„Du wolltest mir von Fräulein Casparsen erzählen. Ich finde das sehr nett.“

Vilmar, der gewandte Gesellschafter, fühlte sich durch die Ruhe seines Gegenüber aus dem Gleichgewicht gebracht. Doch er erholte sich schnell und meinte gereizt:

„Du behandelst den Namen mit so viel Humor, daß wir uns unschwer verständigen werden.“

„Ganz deiner Ansicht. Komm, schenk mir nochmal ein. Übrigens behandle ich den Namen mit Humor, weil mir in der Tat kein anderer Name einen so vergnüglichen und herzerfreuenden Klang hat. Was Wunder, daß ich da bei seiner bloßen Nennung schon gemütlich werde. Und was die unschwere Verständigung anbetrifft“ — er trank von neuem langsam sein Glas leer —, „was das anbetrifft, so glaube ich, dazu beitragen zu können, indem ich dir, dem Freunde, gestehe, daß ich Fräulein Casparsen liebe.“

Vilmar fuhr kerzengerade in die Höhe. Seine Augen glühten. — Dann bemeisterte er seine Erregung und sagte achselzuckend: „Lächerlich.“

„Lächerlich?“ wiederholte Eisenhart und machte eine Pause. „Siehst du nun, Vilmar, wie recht wir daran taten, die Bowle sofort mit ins Gespräch zu ziehen? Da fangen schon die Plänkeleien an. Darf ich hören, weshalb du meine Liebe zu einer Dame für lächerlich hältst?“

„Liebe tausend andere, nur diese nicht!“

„Nur diese nicht? — Sagst du mir das aus freundschaftlichen Beweggründen? Ist sie vielleicht giftig, daß du um mein Leben zitterst? Sollte sie die brasilianische Unart haben, mit Dolchen zu spielen? Oder sagst du es, weil sie eine Brünhilde ist? Dann will ich ihr den Siegfried zeigen . . .“

„Himmeldonnerwetter, weil i c h sie liebe!“

„Ah,“ — machte Eisenhart. „König Gunther.“

„Nun, die Maibowle, zu der du mich geladen hast.“

„Gleich, gleich. — Ich verstehe nicht, wie du, während ich über Fräulein Casparsen mit dir spreche, daran denken kannst.“

„Lieber Freund,“ entgegnete Eisenhart, „daß du über Fräulein Casparsen mit mir sprechen wolltest, habe ich gewußt, bevor ich dein gastliches Haus betrat. Ist es etwas Angenehmes, so verschönt die Bowle mir den Genuß; wird es eine unangenehme Auseinandersetzung, so will ich mich wenigstens an der Bowle dafür schadlos halten. Verlange ich die in Aussicht gestellte Bowle nicht sofort, so könnte ich sehr leicht hinterher, wenn wir uns erst erzürnt haben werden, das Nachsehen haben. Also sei so gut.“

Vilmar machte eine ungeduldige Bewegung und klingelte dem Diener, der behend noch ein Tischchen heranrückte und eine weitbauchige Kristallbowle herbeitrug. Nachdem er vor jeden der Herren einen Humpen gestellt hatte, winkte ihm Vilmar, daß er gehen könne.

„Ein sehr anständiges Gemäß,“ sagte Eisenhart mit einem befriedigten Blick auf das Volumen der Terrine. „Darin kann man schon viel Groll ersäufen.“

Er tat einen langen prüfenden Zug, zündete sich darauf eine Zigarre an und wandte sich freundlich Vilmar zu.

„Du wolltest mir von Fräulein Casparsen erzählen. Ich finde das sehr nett.“

Vilmar, der gewandte Gesellschafter, fühlte sich durch die Ruhe seines Gegenüber aus dem Gleichgewicht gebracht. Doch er erholte sich schnell und meinte gereizt:

„Du behandelst den Namen mit so viel Humor, daß wir uns unschwer verständigen werden."

„Ganz deiner Ansicht. Komm, schenk mir nochmal ein. Übrigens behandle ich den Namen mit Humor, weil mir in der Tat kein anderer Name einen so vergnüglichen und herzerfreuenden Klang hat. Was Wunder, daß ich da bei seiner bloßen Nennung schon gemütlich werde. Und was die unschwere Verständigung anbetrifft" — er trank von neuem langsam sein Glas leer —, „was das anbetrifft, so glaube ich, dazu beitragen zu können, indem ich dir, dem Freunde, gestehe, daß ich Fräulein Casparsen liebe."

Vilmar fuhr kerzengerade in die Höhe. Seine Augen glühten. — Dann bemeisterte er seine Erregung und sagte achselzuckend: „Lächerlich."

„Lächerlich?" wiederholte Eisenhart und machte eine Pause. „Siehst du nun, Vilmar, wie recht wir daran taten, die Bowle sofort mit ins Gespräch zu ziehen? Da fangen schon die Plänkeleien an. Darf ich hören, weshalb du meine Liebe zu einer Dame für lächerlich hältst?"

„Liebe tausend andere, nur diese nicht!"

„Nur diese nicht? — Sagst du mir das aus freundschaftlichen Beweggründen? Ist sie vielleicht giftig, daß du um mein Leben zitterst? Sollte sie die brasilianische Unart haben, mit Dolchen zu spielen? Oder sagst du es, weil sie eine Brünhilde ist? Dann will ich ihr den Siegfried zeigen . . ."

„Himmeldonnerwetter, weil i c h sie liebe!"

„Ah," — machte Eisenhart. „König Gunther."

„Ich verbitte mir deine abgeschmackten Bemerkungen.“

„I, glaubst du denn, deine wären schmackhafter? Da irrst du dich, Freund.“

Vilmar stieß heftig den Stuhl zurück und trat dicht vor den Freund hin.

„Aber ich liebe sie!“ knirschte er.

„Das hast du mir bereits einmal gesagt. Aber du wirst trotz deiner Aufregung nicht vergessen haben, daß ich es war, der dir dieses Geständnis zuerst machte. Ich will hier nicht untersuchen,“ fuhr er kälter werdend fort, „inwieweit es deinerseits kameradschaftlich gehandelt war, mein Geheimnis für dich auszunutzen und dich zwischen mich und Fräulein Casparsen zu drängen, hinter meinem Rücken noch dazu. Die Beurteilung will ich dir selbst überlassen. Eines kannst du mir glauben: ich hätte das einem ehrlichen Freunde gegenüber nicht mal in Gedanken zu tun vermocht. Und nun gib mir ein Glas Bowle.“

„Ernst!“ schrie Vilmar und packte des Freundes Arm.

„Aber so beruhige dich doch,“ sagte dieser ernst. „Ich wollte dir nicht wehe tun. Du kennst mich ja. Weshalb mußte dich aber auch der Teufel reiten, es hier gerade so zu machen wie im gesegneten Düsseldorf? Damals trat ich dir zuliebe stets gern zurück, weil keine ernsthaften Interessen dabei im Spiele waren. Aber, meiner Treu, du wirst doch wohl nicht geglaubt haben, ich sei ein so kläglicher Waschlappen, mit höflicher Verbeugung von einer Liebe zurückzutreten, wenn mich Herr Dietrich Vilmar dafür zu Bowle und Zigarren

einladet? Ich müßte mich schämen vor allen fünf Erdteilen. Jetzt weißt du, woran du mit mir bist."

Vilmars Hände trommelten auf die Tischplatte; seine Stirn war gerötet, und seine Nasenflügel zitterten. Eisenhart kannte die nervöse Künstlernatur seines Freundes, die aufbegehrte, wenn ihr etwas versagt blieb, und er machte sich auf einen Ausbruch gefaßt. Aber noch erfolgte er nicht.

„Es ist gut," sagte Vilmar mit Anstrengung, „so werden wir eben kämpfen müssen. Ruf deine Kunst zu Hilfe, ich ruf' die meine. Fechten wir ein Duell in der Kunst aus. Ehrlicheres vermag ich dir nicht vorzuschlagen."

Da erhob sich auch Eisenhart.

„Du würdest mir nicht so ruhig den Vorschlag machen, Freund," erwiderte er sarkastisch, „wenn du dich über die Pinseleien des Eisenhart nicht so erhaben fühltest. Aber sieh dich doch etwas vor. In der Liebeszeit lernt selbst der kleinste Fink das Singen. Im übrigen nehme ich das Duell an. Wer das beste Bild malt, behauptet den Platz, einerlei ob er bei Fräulein Casparsen reüssiert. Der andere aber geht und klagt, wie es in dem schönen Liede heißt. Aber er besorgt das im stillen Kämmerlein und verzichtet ein für allemal darauf, sich Fräulein Casparsen zu nahen. Es sei denn, daß der gewinnende Teil ihn ausdrücklich dazu autorisiert. Hier ist meine Hand darauf."

Vilmar preßte sie fest zwischen seinen Fingern. Und plötzlich geschah, was Eisenhart vorausgesehen hatte: die Aufregung seines Freundes hatte ihren Höhepunkt

erreicht. Vilmar hatte seine Hand freigegeben und hielt ihn mit beiden Armen umschlungen.

„Ernst, du darfst mich nicht für frivol halten," stammelte er, „ich wäre nicht hingegangen, wenn ich den Grad deiner Gefühle gekannt hätte. Aber nun ist es zu spät. Ich habe sie gesehen, ich kann mich nicht mehr losreißen von dem Bilde. Dir ist es doch ähnlich ergangen. Herr Gott, ich kann nicht, ich kann nicht! Du mußt das doch begreifen, daß ich nichts dazu kann. Ich liebe sie, Mensch, ich liebe sie rasend."

Er bebte an allen Gliedern, und Eisenhart, erschüttert von dem leidenschaftlichen Ergusse, drückte ihn sanft auf seinen Stuhl.

„Ist ja alles gut, Freund," sagte er mit seiner ihm angeborenen Gutmütigkeit. „Daß du sie auch liebst, ist ein Pech, aber dazu kannst du nichts. Ich kann doch nicht verlangen, daß du dir in Fräulein Casparsens Gegenwart ein Schnupftuch um die Augen wickelst. Komm, krieg dir mal dein Glas zu fassen; trinken wir als ehrliche Konkurrenten auf das Wohl der Schönheit. Das wird dir gut tun. Also kling, klang, Gloria: Helene Casparsen, sie lebe!"

Vilmar stieß mit ihm an und trank. In seiner Erregtheit sprang er jetzt von einem Freundschaftsgedanken auf den anderen.

„Schwören wir uns," hastete er, als könne sich Eisenhart eines anderen besinnen, „trotz unserer Gegnerschaft kein Geheimnis in dieser Angelegenheit voreinander zu haben, uns jede Avance mitzuteilen, die der eine erfährt, jede Nüance des Verkehrs."

„Ich glaube," lachte Eisenhart, „das ist in den Geschichtsbüchern der Liebe doch noch nicht dagewesen. Aber wenn es dich beruhigt, will ich auf den seltsamen Handel eingehen, so fremd er mich auch anmutet."

Der gute Junge dachte nicht daran, daß er sich bei Vilmars großem Gesellschaftstalent damit selbst einen Knüppel zwischen die Füße warf. Er freute sich schon im stillen darauf, das Begebnis mit Tina durchzusprechen. Und er weihte der süßesten aller Cousinen ein stilles Glas.

V

Helene Casparsen saß an einem der nächsten Tage in ihrem Salon und langweilte sich. Die Mama hatte Migräne und wollte nicht zum Vorschein kommen, selbst die so lustig plaudernde Zofe war nicht zu haben, da sie Wäsche für die nahe Reise sortieren mußte, und zum Ausgehen oder Ausfahren schien Helene das Wetter zu schlecht. Da sie nichts Besseres zu tun wußte, lehnte sie sich in ihren kleinen Diwan und machte die Augen zu. Und bald schien sie diese Art Zeitvertreib zu befriedigen, denn ein Lächeln spielte um ihren schöngeschnittenen Mund, das keine Anstalten machte, wieder zu verschwinden.

Das Mädchen war wunderbar schön in dieser Pose. Kein Schönheitsfehler haftete dem Körper an, und die volle, hohe Büste zeigte beim Auf- und Niederatmen bewunderungswürdig schlanke Formen. Auf dem rein gemeißelten Kopf lag das leuchtende Rothaar wie die Sonne.

Die Fülle des Haares schien sie zu bedrücken. Denn sie begann daran zu nesteln und zog einen der smaragdenbesetzten Pfeile nach dem anderen heraus, bis sie mit einer leisen Bewegung des Kopfes die gelöste Flutwelle über Schultern und Brust schüttelte. Und alles tat sie, ohne die Augen zu öffnen, ohne das Lächeln

zu verscheuchen. Sie kämmte die Flechten mit den feinen Fingern durch, langsam, wie träumend, bis auch die letzte gelöst war und ihre Gestalt fast verschwand unter dem leuchtenden Mantel des Haares. Dann kreuzte sie mit derselben langsamen Bewegung die Arme unterm Kopf, daß die Formen ihrer Büste noch edler hervortraten. Im Zimmer war es ganz still. Und Helene Casparsen träumte und belächelte ihren Traum.

Die männliche Figur des Malers Eisenhart trat ihr vor Augen. Wie hübsch der Mensch aussah, ob im Zorn oder Lachen. Und keine Spur von Verlegenheit hatte er ihr gezeigt, obgleich er doch wohl nicht zur Gesellschaft gehörte. Ja, obgleich er sichtlich durch ihre Schönheit geblendet war, blieb er doch ein Mann. Das war's, was ihr imponierte.

Sie öffnete die Lippen, als ob sie sich nach einem frischen Munde sehne, der sie schließen solle.

„Schade," dachte sie kurz darauf, „daß er so gar keine Zukunft hat. Eine glänzende Position in der Gesellschaft würde er mir nicht schaffen. Dazu ist er selbst zu protektionsbedürftig. Schade — schade ..."

Dann gedachte sie ihres zweiten Anbeters. Denn daß sie es mit dieser Kategorie von Menschen zu tun hatte, war ihr vom ersten Blick an klar gewesen — Dietrich Vilmar. Sie überlegte jetzt schärfer, und das Lächeln verschwand. Er war ein Mann der besten Gesellschaft, das war keine Frage, und ein Mann dazu, der seinen Platz doppelt in der Gesellschaft einnahm. Einmal infolge seines alten Hamburger Namens und des damit verbundenen großen Vermögens, und auf

der anderen Seite durch den Ruf eines hochtalentvollen und ehrgeizigen Künstlers. Er würde sicherlich ein großes Haus machen, die Bäder der vornehmen Welt wie die bedeutenden Sportplätze mit ihr besuchen, sie auf Reisen führen durch Spanien, Italien, Ägypten — überall hin, wohin sie es verlangen würde. Und sie könnte die Rolle der schönsten Frau in der Öffentlichkeit weiterspielen, besser selbst, als wenn sie dem Erben irgend eines der ersten Handelshäuser die Hand reichte. Denn dafür war er Künstler, der selbst die Öffentlichkeit brauchte. Schön fand sie ihn gerade nicht, aber er war auch nicht häßlich zu nennen. Die leidenschaftlichen Augen gaben ihm etwas Bedeutendes, das die kleinen Mängel der Gesichtsfarbe verschwinden ließ. Die Figur war schlank und gefällig. Freilich bestand sie schlecht neben dem klassischen Bau Eisenharts; aber gab es denn viele wie diesen? Vilmar würde sich neben jedem anderen siegend behaupten. Zwar, wenn sie nicht Helene Casparsen gewesen wäre, die auf die Zauberwogen der Gesellschaft angewiesen war, sie hätte dem roten Spitzbubenmund, der mitreißenden Tollheit Eisenharts nicht widerstehen mögen. „Ach," seufzte sie, „weshalb wage ich es nicht doch? Wie schön, wie wunderbar schön müßte es sein."

Wohl eine Viertelstunde noch blieb sie in ihrer weichen Lage. Um den Mund lag ein sehnender Zug, und die Schultern schauerten zuweilen leicht unter dem flutenden Haar. Da ging die Tür, und die Zofe erschien mit einer Karte.

„Ernst Eisenhart," las sie überrascht. „Ich — ich

kann den Herrn doch so nicht empfangen. Helfen Sie mir geschwind mein Haar aufstecken. Oder — lassen Sie nur. Wir können den Herrn nicht gut warten lassen, und außerdem ist er ein Maler. Da ist eine Ausnahme gestattet."

Die Zofe schlüpfte hinaus, um Herrn Eisenhart zu bitten, sich in den Salon zu bemühen, und Helene nahm ruhig ihre alte Stellung wieder ein, nur daß sie ein Buch auf den Schoß legte, als ob sie vor Langeweile darin geblättert. Jetzt vernahm sie seinen raschen Schritt.

Ernst Eisenhart trat ein. Er trug seinen hübschen schwarzen Gesellschaftsanzug und hielt den weichen Filzhut unter den Arm gepreßt. Erst schaute er sich verwundert um, da er geglaubt hatte, eine Dame würde ihm entgegentreten, dann ging es ihm wie ein Schlag durch den Körper. Er hatte sie gesehen.

„Guten Tag, Herr Eisenhart," hörte er eine klangvolle Stimme. „Haben Sie Ihre Antipathie gegen mich unterdrückt und kommen einmal zu mir? Das ist edel von Ihnen gehandelt."

Sein schlagfertiger Mund hatte kein Wort der Entgegnung.

„Verurteilen Sie mich, bitte, nicht," fuhr sie fort, „daß ich Sie in salopper Frisur empfange. Aber ich empfand Kopfschmerz, und da ich auch nicht beabsichtigte, Besuche anzunehmen ..."

Jetzt hatte Eisenhart seine Sprache wiedergefunden.

„Mein gnädiges Fräulein, umsomehr werde ich die Ehre zu schätzen wissen."

„Nun,“ erwiderte sie, „seinen Feinden soll man immer mit besonderer Liebenswürdigkeit begegnen. Nehmen Sie Platz, Herr Eisenhart.“

Er zog sich eines der Polster heran und setzte sich, den Hut auf den Knieen haltend.

„Seinen Feinden?“ wiederholte er. „Habe ich mir denn Ihren unauslöschlichen Haß zugezogen?“

„O, ich spreche nicht von mir, ich spreche von Ihnen.“

„Mein Fräulein, Sie scherzen. Ich könnte alles andere eher, als Sie hassen.“

„Wie höflich,“ entgegnete sie, und dabei fiel ihr Blick auf seinen Hut.

Eisenhart bemerkte es und wurde rot.

„Sie wundern sich wohl,“ begann er, „daß ich es wage, mit dem Kalabreser zu erscheinen. Ich bitte um Verzeihung, daß ich nicht einen feierlichen Zylinder auf den Knieen wiege. Aber ich besitze ein solches Prunkstück nicht. Halten Sie das, bitte, nicht für eine Taktlosigkeit Ihnen gegenüber. Wenn Sie wüßten, welch eine komische Figur ich mache, wenn ich mein an und für sich schon großes Dasein noch durch einen Zylinderturm künstlich verlängere ...“

„Ah, Sie spielen nicht gern eine komische Figur?“

„Mein Geschmack drängt mich gerade nicht darauf hin.“

„Das freut mich, Herr Eisenhart. Es ist etwas Schönes um die Manneswürde.“

„Wenn Sie ahnten, wie reizend Sie der Spott kleidet, würden Sie ihn gewiß unterlassen.“

„Wieso denn das?“

„Ich kann mir nicht denken, daß Sie mir den besonderen Gefallen erzeigen wollen, vor mir schöner zu erscheinen, als vor anderen.“

„Wer weiß? Habe ich Sie nicht empfangen, ohne meine Frisur vervollkommnen zu lassen?“

„So wissen Sie, wie schön Sie sind unter dieser goldenen Decke?“ fragte er fast heftig.

„Das weiß eine Frau immer.“

Sie schwiegen beide. Dann erhob sich der Maler langsam und trat ans Fenster. Nach einer Weile, während der sie ihn nicht aus den Augen gelassen, wandte er sich ihr wieder zu.

„Fräulein Casparsen, weshalb sagen Sie mir das?“

„Vielleicht bin ich eitel ...“

„Das glaube ich nicht.“

„Dann haben Sie als Künstler eben eine stärkere Phantasie, als wir armen, profanen Menschenkinder.“

„Fräulein Casparsen,“ sagte er, „ich hatte die Bitte an Sie gerichtet, Ihr Porträt malen zu dürfen.“

„Was mich sehr überrascht hat.“

„Es kann Sie nicht überrascht haben.“

„Und weshalb nicht, wenn ich bitten darf?“

„Weil Sie sich vorgenommen haben, zur Abwechslung einmal so eine Art Naturmenschen zu bändigen.“

„Sind Sie allwissend? Ich sehe Sie heute zum dritten Male.“

„Und ich wußte es schon beim ersten Male.“

„Dann müssen Sie auch bemerkt haben, daß ich bis heute keinerlei Fortschritte in der Bändigung zu verzeichnen habe.“

Sie sagte es mit lächelndem Munde und lenkte wie spielend die tiefen, meergrünen Augen auf sein erregtes Gesicht.

„Lassen Sie das doch,“ stieß er kurz hervor.

„Aber es macht mir Freude, Sie anzusehen.“

„Fräulein Casparsen, ich bin trotz meines vorlauten Wesens innerlich eine schwerfällige Natur.“

„Davon habe ich noch nichts gewahren können.“

„Wenn sie aber,“ fuhr er erregt fort, „einmal aus dem Gleichgewicht gebracht wird ...“

„Was dann?“ fragte sie großen Auges und erhob sich ein wenig, den Kopf auf den Arm stützend.

„Ist es Ihr Wunsch, mich zu demütigen?“ Er zerknitterte seinen Hut in den Händen.

„Nein,“ sagte sie so leise, als ob sie mit sich selbst spräche, „sind Sie ein sonderbarer Mensch.“

„Helene,“ rang es sich aus seiner Brust, „Helene!“

Sie hatte ihn toll gemacht mit ihren Augen, toll gemacht mit ihrem Haar, mit der plötzlichen Weichheit ihrer Stimme und ihrer frühlingsschwellenden Gestalt. Er lag vor ihr und preßte den Kopf in das Polster ihres Diwans.

Unwillkürlich hob sie die Hand, um sie auf sein dichtes Haar zu legen. Auch über sie, das stolze und verwöhnte Mädchen, war eine eigentümliche Stimmung gekommen. Die Rolle der Kokette war ausgespielt, der Mann da vor ihr hatte sie mit impulsiver Kraft herausgerissen. Sie empfand einen Schmerz in sich, den sie sich nicht zu erklären wußte, und doch ein entzückendes Wohlbefinden, wenn sie ihre Hand über sein

Haar gleiten ließ. Der Kampf der Sehnsucht nach Glanz mit der Sehnsucht nach Liebe. Plötzlich fühlte sie ihre Schultern umschlungen und seine leuchtenden Augen dicht über den ihren. Da senkte sie langsam die langen Wimpern. Und er küßte ihren Mund und ihre Augen, er küßte ihre Hände und ihr wundervolles Haar; er zog sie an sich und hielt sie in seinen starken Armen. Noch nie zuvor hatte ein Mann sie berührt.

Kein Laut unterbrach die Stille.

Dann löste sie sich langsam aus seiner Umarmung und trat einen Schritt zurück, hochaufatmend, die Hände auf die Brust gepreßt.

„Ich habe einen Freund gefunden,“ sagte sie leise.

„Einen Freund?“ rief er leidenschaftlich. „O, Helene, nennen Sie es nicht so. Lassen Sie mich hoffen! Es ist ja nicht möglich, daß Sie unserem Gefühl diesen Namen geben können.“

„Das Gefühl wird sich ändern.“

„Nicht bei mir, Helene, nicht bei mir.“

„Sie sehen mich mit Ihren Maleraugen ....“

Er stutzte bei ihren Worten und vermochte sich nicht gleich Rechenschaft darüber zu geben. Dann war er wieder im Banne ihrer Schönheit.

„Helene, Sie können nicht mit mir gespielt haben.“

Da reichte sie ihm frei die Hand.

„Nein, das habe ich nicht, ich schwöre es Ihnen. Ich wollte es vielleicht, aber ich tat es doch nicht.“

„Sie wollten es vielleicht?“ fragte er trüb. „Das ist wenig ermutigend für mich.“

Sie standen sich in tiefem Sinnen gegenüber, die-

selben Menschen, die vor Minuten erst die ganze Welt in ihrer Umarmung vergessen hatten. Und jetzt erst kehrte diese Außenwelt wieder zurück, überraschend deutlich. Sie fühlten es beide, und es wurde ihnen beiden wehmütig zu Sinn bei dem Gedanken, daß sie sich getäuscht haben sollten. Helene, in der unbestimmbaren Temperatur der Gesellschaft daran gewöhnt, sich schnell zu bemeistern, fand sich auch in dieser Situation zuerst wieder.

„Nehmen Sie noch einmal Platz, lieber Freund," bat sie und zeigte auf das Polster, das ihrem Diwan gegenüber stand. „Ich will Ihnen ein Geständnis machen."

Er folgte ihr, ohne sie anzusehen.

„Wir könnten uns," begann sie nach einer Pause, „nach dem Vorhergegangenen nun sehr wohl einbilden, uns zu lieben. Lassen Sie mich ruhig reden, lieber Freund. Sehen Sie, andere Leute würden sich das in ähnlicher Lage nicht nur einbilden, sie würden daran glauben. Aber wir sind nicht wie andere Leute. Sie haben Ihre Kunst nötig und ich meine Gesellschaft. Wollten wir uns wie liebende Kinder dieser Einsicht verschließen, so würden wir nach kurzer Zeit der Ehe unser Unrecht umsomehr einsehen und uns doppelt unglücklich fühlen. Denn man gibt so leicht nicht seine sämtlichen Gewohnheiten preis. Das ist ein leichtsinniges Gerede, das einmal ein unglücklicher Liebhaber erfunden haben mag. Sie kennen von mir nichts als mein Äußeres, und das hat Sie als Maler bestochen. Ich lasse es sehr dahingestellt sein, ob Ihnen mein

Inneres ebenso konvenieren würde. Denn ich bin von Natur hochmütig, und an die Kleinlichkeiten des Lebens mag ich nicht mit dem Kleidersaum streifen. Ich aber kenne Sie. Ihr Äußeres und Ihr Inneres sind gar nicht voneinander zu trennen. Und das macht Sie gerade liebenswert. Offen wie Ihr Antlitz ist auch Ihre Seele, treu und ehrlich, wie die eines schönen, guten Kindes, dem man nicht böse sein kann. Aber — nicht wahr, ich darf das ruhig berühren — Sie stecken bis an die Schultern im Kampf mit den Kleinlichkeiten des Daseins, und wenn ich Ihnen auch rückhaltlos mein Vermögen übergeben würde, es würde Ihnen nicht möglich sein, ohne eine gewisse humoristische Behandlung kleiner Tagesfragen, kleiner Erlebnisse auszukommen, Dinge, die mir weltfern liegen. Und zum Beweis sage ich Ihnen, daß ich mich amüsiert habe, wie ich hörte, Sie malten Plakate, wenn's nötig wäre, um ohne fremde Hilfe durch die Welt zu kommen. Also gerade das, was ein anderes liebendes Weib noch mehr an Sie fesseln würde, hat mich erschreckt, wenn ich das jähe Amüsement so nennen darf. Ja, ich habe mich sogar in Gedanken dagegen aufgelehnt, zwischen Ihren Plakaten von Ihnen gemalt zu werden. Das ist gewiß höchst lächerlich, und ich bekenne meine Schuld ja auch ganz offen. Aber ich kann ohne einen gewissen Rahmen nun einmal nicht leben. Wollte ich das jetzt, wo wir uns noch unter der Einwirkung tiefer und glücklicher Gedanken befinden, verschweigen, so würde ich zwei Menschen ins Unglück treiben. Sie und mich."

Er hatte, aus allen seinen Himmeln geschleudert,

zugehört, und doch konnte er ihr nicht unrecht geben. Nichtsdestoweniger aber kämpfte er dagegen an.

„Zugestanden, was Sie sagen — glauben Sie nicht, daß eine gewisse Zeit genügt, um mancherlei abzuschleifen, um einen Punkt zu erreichen, bis zu welchem wir uns entgegenkommen können?"

Sie wiegte nachdenkend den Kopf.

„Sie werden den Punkt sicher erreichen," antwortete sie, „dafür bürgt Ihre Energie. Und Sie würden ihn auch behaupten, selbst wenn Sie sich auf ihm höchst ungemütlich befänden. Sie würden sich mir zuliebe in unseren ersten Kreisen zu akklimatisieren suchen, aber Sie würden nicht derselbe bleiben."

Er wollte abwehrend entgegnen, aber sie beharrte dabei.

„Nein, nein, widersprechen Sie nicht. Sie glauben mich jetzt heiß zu lieben, weil ich Ihnen schön erscheine, aber bald werden Sie mich ausstudiert haben, und was dann von mir übrig bleibt, das ist nichts für Sie warmherzigen Menschen. Was Sie gebrauchen, ist ein Weib, nicht allein fürs Auge, sondern beinahe mehr noch fürs Herz. Denn Sie sind ein großer Gemütsmensch, Ernst."

Es war das erste Mal, daß sie ihn so nannte, und mit Ungestüm rang sich seine Leidenschaft wieder durch.

„Helene!" rief er und streckte die Hände nach ihr aus.

Sie fühlte sich bewegt und legte ihre Hände in die seinen.

„Ja, ja," nickte sie, „ich hab' dich lieb gewonnen, wenn dir das zu hören ein Trost ist. Du siehst nun,

daß es auch mir nicht leicht fallen wird, mich wieder zurechtzufinden. Aber ich bin erfahrener als du. Wir würden uns mit unserer gemeinsamen Liebe und den entgegengesetzten Gewohnheiten unglücklich machen."

„Und ein Mann deiner Sphäre? Sagen wir Vilmar, denn er betet dich an, und es wird dir nicht entgangen sein. Ich nenne ihn deshalb auch, weil er nicht nur aus erster Hamburger Familie, sondern ein hochtalentierter Mensch ist. Denn einen Strohmann, und wäre er noch so vornehm, würde meine stolze Helene nicht heiraten."

Er harrte in ängstlicher Spannung auf ihre Antwort.

„Gut," sagte sie endlich, „bleiben wir bei Vilmar, es ist ein passender Vergleich. Ich bin überzeugt, daß wir keine schlechtere Ehe miteinander führen würden als tausend unserer besten Familien, die sehr zufrieden sind. Vilmar würde eine Frau nötig haben, die blendet: ihn und alle. Er wird nie nach dem fragen, was du Herz nennst. Und ich hätte den Mann, der nie unbequem sein, der mir von selbst meine unantastbare Stellung in der großen Welt anweisen würde. Wir würden uns hochachten und doch ein jeder seine eigene Domäne haben. Mit dir aber muß und kann eine Frau nur ein Herz und eine Seele, ein Gedanke und eine Ausführung sein. Laß mich nicht weiter folgern. Du siehst, ich bin ehrlich. Du wirst mir noch zu einer Zeit dankbar sein, wo ich mit weißen Haaren noch an diese Stunde denken werde als an den — vielleicht schönsten — Frühlingssonnenblick meines Lebens."

Sie war aufgestanden und ging quer durch das

Zimmer. Ernst Eisenhart aber stand in mächtiger Erschütterung an einen Sessel gelehnt.

„Helene," begann er dann, „Helene, vielleicht täuschst du dich doch."

Sie kam langsam zurück und legte ihm die Hände auf die Schulter.

„Ich täusche mich nicht, lieber Freund. Aber wenn ich dir etwas zum Troste tun kann, so sprich."

„Nur vor einer Übereilung möchte ich uns bewahren."

„Willst du eine Probezeit?" fragte sie lächelnd. „Nun, ich verspreche dir, mich vor einem halben Jahre in keiner Weise zu binden. Du sollst mich bis dahin selbst freigeben. — Genügt dir das?"

Er war vor ihr ins Knie gesunken und drückte sein heißes Gesicht in die kühlen Falten ihres Kleides. Sanft zog sie ihn empor. Sie begriff selbst nicht, wie die weichen Regungen sie so hatten überwältigen können.

„Genügt dir das?" wiederholte sie.

„Es genügt mir," antwortete er. „Und nun — will ich gehen."

Er nahm seinen Hut auf und schritt zur Tür. Dort blieb er stehen und sah sie mit einem strahlenden Blicke an, als wollte er sich ihr schönes Bild für Zeit und Ewigkeit einprägen. Schritt für Schritt kam sie näher, bis sie dicht vor ihm stand und ihm fest in die Augen sah. Dann bot sie ihm den Mund.

„Adieu, Ernst."

Er legte den Arm leise um sie und küßte sie.

„Adieu, Helene."

Sie sah ihm von der Türschwelle aus nach, wie er gestreckten Körpers die teppichbelegten Treppen hinunterstieg. Dann kehrte sie zu ihrem Diwan zurück, und es schimmerte feucht in ihren verschleierten Augen. Schweigend begann sie die Fülle ihres Haares zu Flechten zu winden und auf dem Haupte zusammenzustecken.

„Es war besser so," sagte sie nach langem Träumen. „Wir hätten uns geliebt, aber nie verstanden. Er wird es einsehen."

Als sie wieder auf dem Diwan lag, dachte sie an ihre scherzhafte Unterredung mit Vilmar. Vor wenigen Tagen noch hatte sie den Mann verspottet, dem sie jetzt freiwillig die Lippen geboten hatte. Wie ging das zu? Woher die plötzliche Umwandlung? Der arme Teufel von Maler, vor dessen Austern- und Herzkirschenplakaten sie noch vor kurzem lachend geschaudert hatte, den sie sich zum Amüsement verlorener Stunden hatte heranziehen wollen, und jetzt, da er vor ihr gestanden hatte? Sie wußte die Antwort. Es war neben seinem offenen schönen Gesicht das starke Mannestum gewesen, was sie bezwungen hatte, jenes Mannestum, das auch in den elendesten Lebenslagen die Courage nicht verliert, sondern mit einem Scherzwort auf den Lippen den Kampf aufnimmt als etwas Selbstverständliches, als die Vorschule eines jeden tüchtigen Menschen.

Sie vermochte plötzlich an seinen Plakaten nichts Lächerliches mehr zu entdecken. Mehr noch, sie empfand einen gewissen Respekt davor. Sie merkte, daß sie aus ihrer kurzen Liebe einen Nutzen fürs Leben gezogen hatte.

„Kurze Liebe —?“ sprach sie sinnend vor sich hin. „Noch ist sie ja nicht zu Ende. Er glaubt ja nicht an diesen Schluß. Dies große, liebe, hoffnungsreiche Kind. Möge er alles zwingen, wenn es wirklich sein Glück bedeutet. Meine besten Wünsche sind bei ihm.“ —

Als nach Verlauf einer Stunde die Zofe eintrat, glaubte sie ihre Herrin im Dämmerlicht eingeschlafen. Bewundernd stand sie vor dem schönen Antlitz, das heute einen so sanften Zug trug, als Helene Casparsen die Augen öffnete.

„Haben Sie nicht einen Bräutigam?“ fragte sie die Erschrockene freundlich. „Erzählen Sie doch. Es vertreibt mir die Zeit.“

Und freudestrahlend packte das über und über erglühte Mädchen die Geheimnisse seines Herzens aus. Nichts hielt sie für so unwichtig, um es nicht würdig zu befinden, selbst vor den Ohren der vornehmen jungen Dame erwähnt zu werden. Das gute Kind hielt in seines Herzens Einfalt die Liebe für das einzige, gegen das die Menschen, arme wie reiche, wehrlos sind wie gegen den Tod.

„Ihr Glücklichen,“ sagte Helene Casparsen, als die Zofe von neuem beginnen wollte, obwohl sie längst am Ende war. „Wer es doch auch so gut haben könnte.“

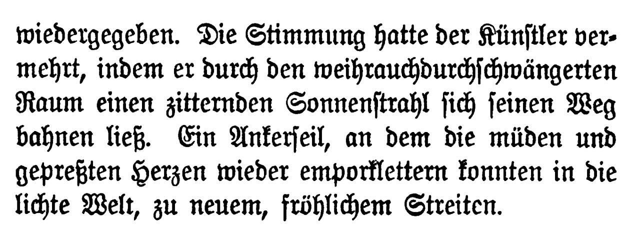
Dann entließ sie das Mädchen und verlangte, vorerst nicht mehr gestört zu werden. Sie wollte diesen Tag für sich behalten.

VI

Dietrich Vilmar befand sich in seinem farbenwarmen Atelier. Er sah noch blasser aus als gewöhnlich, so daß der fieberische Glanz seiner Augen dadurch noch erhöht wurde. Es war das Aussehen, das er immer zeigte, wenn er sich auf dem Brennpunkte einer gut gelungenen Arbeit befand, und es hatte nichts mit einer Schwächung seiner körperlichen Konstitution zu tun. Er war im Gegenteil von zäher, sehniger Beschaffenheit, die er sich als vernünftiger Sportsmann durch Rudern, Reiten und Fechten erworben hatte. Es verging kein Tag oder Abend, an dem er nicht ein Stündchen für irgend einen Zweig der körperlichen Übungen reserviert gehalten hätte.

Es war Nachmittag, und der Maler war ganz in seine Arbeit versunken. Vor ihm auf der Staffelei stand ein großes Bild, schon im breiten, geschmackvollen Rahmen. Ein Zeichen, daß der Künstler nur noch die letzte Hand anzulegen brauchte. Aber Vilmar schien noch sehr vieles veränderungsbedürftig zu finden.

Das Gemälde stellte das Innere der Sankt Peterskirche in Rom dar. In den Betstühlen knieten Frauen, während andere in den Gängen harrten, um nach ihnen ihre Anliegen bei den Heiligen anzubringen. Die Architektur war formvollendet und farbenprächtig



wiedergegeben. Die Stimmung hatte der Künstler vermehrt, indem er durch den weihrauchdurchschwängerten Raum einen zitternden Sonnenstrahl sich seinen Weg bahnen ließ. Ein Ankerseil, an dem die müden und gepreßten Herzen wieder emporklettern konnten in die lichte Welt, zu neuem, fröhlichem Streiten.

Vilmar malte und malte. Zweimal bereits hatte es an die Tür geklopft, ohne daß er darauf geachtet hatte. Jetzt öffnete sie sich, und Eisenhart stand auf der Schwelle. Einige Minuten sah er dem Freunde bei der Arbeit zu, dann trat er vor.

„Aber, heiliges Linksschwenkt, was malst du den tugendhaften Römerinnen da für einen Haarputz an? Glaubst du, die Goten hätten so außerordentliche Spuren ihrer Tätigkeit in der eroberten Weltstadt zurückgelassen, daß man die Invasion heutigentags noch der Haarfarbe der Siebenhügeldamen anmerkte? Mensch, da bist du auf dem Holzweg."

Vilmar war durch die Störung unangenehm berührt herumgefahren. Als er den Freund erkannte, heiterten sich seine Mienen ein wenig auf.

„Kommst du endlich?" fragte er kurz und bot ihm die Hand.

„Endlich —?" meinte Eisenhart und schob sich einen Stuhl vor das Bild. „Es sind doch erst ein paar Tage her, daß wir hier einen Meistertrunk hielten."

„Wer wird der Meister sein?" warf Vilmar ein.

„Du," erwiderte Eisenhart, „laß dich das vorläufig nicht kümmern. Das Bild da ist nämlich famos. Hol's der Henker, ich glaube nicht, daß ich das je fertig brächte."

Vilmars Augen leuchteten bei der freimütigen Unterordnung des Freundes. Er mochte an das sonderbare Duell denken, das sie unter dem Hochdruck der Leidenschaft vereinbart hatten, und unter dem Triumphgefühl des Sieges, der ihm sicher war, besserte sich seine Laune.

„Möchte nur wissen,“ fuhr Eisenhart kopfschüttelnd fort, „weshalb du dem italienischen Volk sein schwarzes Lockenhaar vorenthältst und es dafür mit roten Mähnen schmückst? Ist das eine Laune, oder ist es mehr?“

„Es ist mehr,“ sagte Vilmar mit Betonung.

Eisenhart wandte sich ruhig um und sah dem Freund in die Augen.

„Aha,“ nickte er dann. „Dacht’ es mir doch. Bei dir spukt’s ja gewaltig.“

„Berühr das nicht,“ entgegnete der andere heftig. „Ich will das nicht hören.“

„Ei, sieh mal an,“ antwortete Eisenhart. „Hatten wir uns denn nicht das Wort darauf gegeben, die Sache offen zwischen uns zu behandeln? Wenn ich mich nicht irre, warst du es, der darauf drang. Es ging mir zwar damals schon stark gegen die Hutschnur, aber um des lieben Friedens willen hab’ ich doch ja und Amen dazu gesagt. Wenn du aber willst, unterlassen wir es. Mir ist es ganz gewiß unangenehm, dieses verekelte Ohrenbeichten.“

Vilmar hatte zuerst erstaunt zugehört. Dann arbeitete eine starke Bewegung in seinen Zügen, je weiter der Freund sprach.

„Hast du sie gesehen?“ stammelte er.

„Wen?“

„Frag nicht lange," drängte der andere, „denkst du, es sei ein Umschwung bei mir eingetreten?"

„Bei dir muß man immer auf Überraschungen gefaßt sein. Du heizest den Kessel stets bis zum Platzen."

„Vorwärts, vorwärts," hastete Vilmar. „Du hast sie wiedergesehen?"

„Ich habe sie sogar gesprochen."

„Nun, und —?"

Eisenhart erhob sich und blickte zur Decke. Er fühlte, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand.

„Du," sagte er dann, „du könntest mir die Weiterungen schenken. Ich halte es nicht für schicklich, ein Gespräch wiederzugeben, das von den beiden Beteiligten, und von der Dame ganz besonders, unter der stillen Voraussetzung gehalten worden ist, daß man es für sich behält."

„Nein, nein," bestürmte ihn Vilmar, „so entkommst du mir nicht. Ich schwöre dir Diskretion. Und im übrigen bist du verpflichtet, zu sprechen. Ich habe dein Wort, wie du das meine. Daran halte ich dich."

„Es ist eine Kinderei," fuhr Eisenhart zornig auf.

„Nenn es, wie du willst. Nur wissen will ich, was vorgefallen ist."

„Freundchen," sagte der große Maler grimmig und legte ihm schwer die Hand auf die Schulter. „Das ist das letzte Kompaniegeschäft, das ich in der Liebe mit dir mache. Such dir also beizeiten einen dümmeren Kompagnon, wenn du so was Hirnverbranntes außer meiner Wenigkeit finden kannst."

„Du liebst sie nicht mehr?" rief Vilmar lebendig.

„Ich habe ihr sogar eine Liebeserklärung gemacht."

Totenbleich fuhr Vilmar zurück. „Und sie — sie?" fiel es von seinen Lippen.

„Ich bin ihr wenigstens nicht unangenehm, wenn sie nicht doch zum guten Ende dich noch vorzieht. Aber ich werde sie dir gegenüber schon verteidigen, darauf darfst du dich heute schon verlassen."

„Du hast meinen Namen bei ihr erwähnt?" fiel der Gegner lebhaft ein.

„Damit du siehst, wie offen ich gegen dich bin, sag' ich dir, daß du vorläufig so viel Chance zu haben scheinst wie ich."

Vilmar stieß einen Jubelschrei aus. Mit dem Optimismus des Egoisten glaubte er sich schon dem Siege nahe.

„Freund," rief er, „guter, alter Freund, wie konntest du aber auch nur einen Augenblick auf den verrückten Gedanken verfallen, ihr deine Hand zu bieten? Deine Hand — ihr. Du bist ja persönlich ein famoser Kerl und verstehst auch was von der Malerei. Aber, nimm's mir nicht übel, um solch eine Frau zu ernähren, um solch eine Frau in ihrem Lebenselement, in dem allein sie blühen kann, standesgemäß zu erhalten, dazu hast du noch nicht den bedeutenden Namen. Und mit Plakaten so nebenbei —" er lachte von ganzem Herzen.

„So, so — die Plakatoffenbarungen stammen von dir. — Hm, hör mal, Vilmar, ich finde, du benimmst dich gegen mich ein bißchen rücksichtslos."

„Trinken wir eine Bowle!" rief der andere laut, um ihn zu übertönen. „Trinken wir eine exquisite Bowle, alter Junge!"

„Du,“ sagte Eisenhart ruhig, „ich will dir mal was sagen. Ich möchte mir von heute an deine verehrten Bowlenspendungen in dem fraglichen Sinne verbeten haben. Hol dir dazu deinen Johann, der vor der Tür herumlümmelt. Auf gutes Bescheidtun kannst du bei ihm mit Gewißheit rechnen. Adieu für heute.“

Er zog die Ateliertür hinter sich ins Schloß, bevor Vilmar, der keine Kränkung des Freundes beabsichtigt hatte, sich von seinem Erstaunen erholt hatte.

Eisenhart schritt durch die Straßen und wandte sich endlich dem Hafen zu. Das Gewühl sollte ihn zerstreuen. Er war nicht recht mit sich zufrieden, die vertrackte Unterredung mit Vilmar hatte ihm die Laune verdorben. Dabei, und das schien ihm das schlimmste, war er nicht mit sich im klaren, ob er dem Freunde durch sein kurz angebundenes Wesen nicht unrecht getan. Weshalb sollte sich der Glückspilz nicht freuen und seiner Freude durch eine Bowle Ausdruck geben? Einerlei, es war unzart. Und er blieb dabei: es war unzart. Schon die Art und Weise, wie Vilmar ihn durch die Veröffentlichung seiner Plakatmalerei hatte lächerlich zu machen gesucht, war kein anständiger Coup. In der Liebe bekommen zwar alle Mittel einen heiligeren Anstrich. Aber gerade deshalb offenbart sich auch in ihrem Gebrauch der wahre Gentleman.

Der Maler hatte den Hafen erreicht und folgte mit den Augen den hin und her schießenden Booten und Barkassen. Ein großer Ostindienfahrer machte Anker klar. Die Passagiere drängten sich auf Hinterdeck und winkten mit den Tüchern. Aus den Booten, die das

kolossale Schiff umschwirrten, wurde wieder gewinkt. Ein letztes, brausendes Lebewohl von hüben und drüben. Ein paar einzelne Rufe, wie ein Echo aus der Ferne. Die Maschine arbeitete, die Schlote spieen eine Wolke schwarzen Kohlendampfes aus, die Schaufelräder griffen rauschend ein, und das Schiff vollzog auf dem Platze eine große Schwenkung, um schnaubend dem kleinen Bugsierdampfer zu folgen, der es hinausschleppte dem Meere zu. Auf der Höhe des Hafens kreuzte es einen Chinadampfer, der zu Berg kam und gleich die verlassene Ankerstelle einnahm. Das Leben nahm volltönig seinen Gang. Die Lücke war nicht mehr bemerkbar.

Den Beschauer überzog eine stille Wehmut.

„So geht's," dachte er. „Soeben Tränen des Abschieds und gleich wieder auf derselben Stelle Jubellieder des Wiederfindens. Nur die Personen haben gewechselt. Aber darauf nimmt das Leben keine Rücksicht. Bin gespannt, auf welche Seite ich mal zu stehen komme."

Dann bestieg er einen der kleinen Hafendampfer und machte eine Spazierfahrt durch die Schiffsgassen. Er setzte sich auf die Rundbank und blickte ins Wasser, ohne von der wechselnden Szenerie weiter Notiz zu nehmen. Ein stiller, glücklicher Friede kam über ihn, wie er den Menschen oft überfällt, der auf einen Wendepunkt seines Lebens zurücksieht. Und der Maler empfand, daß ein Wendepunkt in seinem Dasein eingetreten war. Mochte es nun hinführen, wohin es wollte, er wußte jetzt, daß er bergauf gehen würde.

Die Liebe zu Helene Casparsen hatte ihn emporgehoben.

Die Liebe. — —

Er grübelte darüber nach. Er vergegenwärtigte sich den Augenblick, wo er die Angebetete in seinen Armen gehalten, er lauschte ihren Worten und vernahm, wie sie von Verzichten sprach. War ihm das möglich? Würde er das über sich gewinnen? Würde er nicht lieber mit Sack und Pack in die Alster gehen?

Er lächelte bei dem Gedanken, und sein eigenes Lächeln beunruhigte ihn wieder. Zum Teufel, das war doch kein Grund zum Lachen?

Es stieg wie Nebel aus den Wassern zu ihm herauf. Er vermochte ihn nicht zu durchdringen. Er konnte nicht klar sehen. — — Da legte der Dampfer an Land, und er verließ ihn, um noch einen Spaziergang zu unternehmen. Aber es begann zu dämmern, und er besann sich, daß er auf den Abend zu Königs geladen war. Er hatte dem alten Herrn gestern im Bureau einen Besuch gemacht, und der Großkaufmann war so freundlich gewesen, ihn auf heute abend zu Tisch zu bitten. So schwenkte er denn ab und nahm die Richtung nach dem Jungfernstieg.

Es war noch nicht acht Uhr, als er das Königsche Haus erreichte. Er wurde gemeldet und sofort in den kleinen Salon geführt, den, wie er wußte, Tina für ihren persönlichen Gebrauch gewählt hatte. Während er in einem Lehnsessel saß und seine Cousine erwartete, wurde es ihm ganz behaglich zu Mut. Er vergaß die großen Krisen, in denen er trieb, und freute sich herzlich

auf ein gemütliches Plauderstündchen. Er dehnte und streckte sich, legte den Kopf bequem zurück — und plötzlich war er selig entschlummert.

Als er die Augen wieder aufschlug und verwirrt um sich schaute, sah er im Halbdunkel Tina am Fenster sitzen, die ihn lächelnd anblickte.

„Wünsche wohl geruht zu haben, Vetter."

Er konnte sich noch nicht gleich zurechtfinden und wagte nicht, sich zu erheben.

„Bin ich im Himmel?" fragte er.

„Nur bei deiner Cousine Tina," scherzte sie, „erschrick also nicht."

„Das ist dasselbe," entgegnete er und erhob sich mit einem Ruck. „Tinchen, Tinchen, was wirst du von mir denken? Ich betrage mich, als ob du mich zum Logieren eingeladen hättest. Verstehe gar nicht, wie ich einzunicken vermochte."

„Ein Zeichen, daß du dich bei uns zu Hause fühlst," sagte sie freundlich und reichte ihm die Hand, die er kräftig schüttelte. „Warte, ich werde Licht machen."

„Laß doch," bat er, „es ist so was Trauliches um ein Schummerstündchen."

„Das Schummerstündchen pflegt dem Schlummerstündchen vorauszugehen. Du hast aber schon beides hinter dir."

„Beides?" fragte er erstaunt und sah mit Interesse zu, wie das Licht aufflammte und die schlanke, wohlige Figur Tinas mit einem rosigen Hof umgab. Sie machte sich mit der Lampe zu schaffen, so daß ihm nur ihr Profil

zugewandt blieb. Er meinte, es wäre um eine Linie schmäler.

„Gewiß, beides," gab sie zur Antwort. „Und ich könnte ordentlich stolz darauf sein, daß du nicht nur als gelehriger Schüler meinem Rate gefolgt bist, Fräulein Casparsen persönlich aufzusuchen, sondern daß du als ein richtiges Talent —"

„Auch noch meinen eigenen Senf dazu gegeben habe," vollendete Eisenhart. „Aber schau mir doch mal in die Augen. Du bist ja eine Allerweltsweisheit. Alles Fürsorge für den ungeschlachten Vetter, um ein geschultes Auge für etwaige gesellschaftliche Dummheiten zu haben, oder — so ein ganz klein bißchen mädchenhafte Neugier?"

„Helene Casparsen war gestern bei mir," antwortete sie und drehte noch immer an der Lampe.

„Will das verflixte Licht nicht brennen?" meinte Eisenhart und verfolgte die Bewegungen seiner Cousine. „Laß mich doch einmal nachsehen."

„Danke. Jetzt brennt's schon."

„Man muß nur ein Zauberwörtchen dazu sagen," nickte er, „dann geht alles."

„Wer die Wörtchen nur immer wüßte," entgegnete sie. „Wenn man sie notwendig braucht, sind sie nicht zur Hand."

„Ein Kerlchen wie du darf sich getrost auf sich selbst verlassen. Du wiegst ein ganzes Dutzend von dem Zauber auf."

Sie sah ihn kopfschüttelnd und lachend an.

„Spar dir das, Ernst. Ich sagte dir schon, ich bin keine Stellvertreterin, auch nicht für Schmeicheleien."

Er wurde rot und brummte dann mit einem Blick gen Himmel: „O Gott, die Weibsen!"

„Soll ich dir nicht von dem Besuche Helene Caspar-sens weiter erzählen?"

Er blickte eine Zeitlang starr vor sich hin. Dann warf er den Kopf in den Nacken und machte sein hübschestes Spitzbubengesicht.

„Nein, du sollst mir von der kleinen Tina König erzählen."

„Wenn sie aber nicht will?"

„O, ich verlege mich aufs Bitten."

„Das nutzt dir nichts."

„Einerlei, ich versuch's. Also: Liebe, süße, herzige, schöne —"

„Halt ein, halt ein! Du zerbrichst dir die Zunge."

„Oho, meinst du, ich wär' schon fertig, und glaubst du, du hättest nur so wenig gute Eigenschaften? Weiter: rosige, fröhliche, wunderliebliche, schlankgliederige, köpfe-verdrehende, zum Küssen und Herzen geschaff — — —"

Sie hielt ihm den Mund zu.

„Wag es und sprich weiter."

„Tin — — —"

„Ruhig jetzt. Ich muß nach dem Tisch sehen. Es geht gegen neun Uhr, und Papa muß jeden Augen-blick kommen."

„So laß mich dir zuschauen."

„Wenn du von einer unsagbaren Artigkeit zu sein versprichst?"

„Unsagbar!" schwor er.

Da nahm sie ihn mit ins Speisezimmer und hieß

ihn sich mäuschenstill in eine Ecke setzen. Und der große Junge gehorchte und sah mit geheimem Entzücken dem lachenden, lebensfrohen Mädchen zu, das mit seiner adligen Erscheinung ein so sonniges Kinderherz verband. Und mit welchem Geschmack sich die Kleine zu kleiden wußte! Das zieratlose Kostüm aus weißem Kaschmir spannte sich seitwärts fest an die Büste, nur vorn auf der Brust in eine Reihe kleiner Fältchen gelegt, die aber duftig zum Fortblasen schienen. Der Rock umspannte glatt die tadellosen Hüften, breitete sich mit kurzem runden Abschnitt auf dem Boden und gab vorn ein Füßchen frei, welches in einem schmalen, gelben Halbschuh steckte. Besonders das Füßchen wollte ihm nicht aus den Augen, und bei einer schnellen Bewegung Tinas sah er, daß ein gelber Seidenstrumpf dazu gehörte. Das deuchte ihn sehr in der Ordnung.

„Nicht immer auf einen Fleck sehen," befahl Tina, und gehorsam blickte er auf ihre kleinen Hände, die so geschickt die Servietten zu kleinen Kunstwerken formten. Sie rückte die Kuverts anders, stellte Blumenkelche zwischen die Fruchtschalen und blickte prüfend nach dem Weinkorb.

„Papa wünscht beim Essen so wenig wie möglich von der Dienerschaft gestört zu werden," erklärte sie.

„Auch mein Papa," fügte Eisenhart ernsthaft hinzu, „denn wir haben keine."

Sie lachten harmlos, und dann sagte der große Maler mit der klagenden Stimme eines Kindes: „Darf ich mir nicht eine Weintraube nehmen?"

„Ernstchen hat warten gelernt."

„Ich mag aber gerade."

„Dann bekommt Ernstchen was auf die kleinen Fingerchen."

Worauf der Maler schmunzelnd auf seine großen, kräftigen Hände blickte.

„Dann will ich einen —" begann er schelmisch.

„Nein, du willst keinen," unterbrach sie ihn schnell, „sonst sag' ich's Papa. Da kommt er."

„Nun, nun?" sagte der alte Handelsherr jovial und trat mit ausgestreckten Händen ins Zimmer. „Zankt ihr euch schon?"

„Ernst will unbedingt," klagte Tina und warf dem Vetter einen neckenden Blick zu — „Weintrauben haben," vollendete sie.

„Ach was, Kindchen," belehrte sie der Alte, „das sollte nur eine verschämte Anspielung auf den Wein sein. Der Herr Neffe hat Durst bekommen. Verzeiht, daß ich so lange auf mich warten ließ. Aber gerade heute kam mir eine nationalliberale Konferenz in die Quere. Du nimmst mir das nicht übel."

„Durchaus nicht," sagte Eisenhart so ehrlich, daß Tina Mühe hatte, dem sprechenden Blick des Malers mit Würde standzuhalten.

Das kleine Souper war vorzüglich. Schon zu Anfang, als eine dichtbesetzte Austernplatte herumgereicht wurde, brach sich zwischen den beiden jungen Leuten eine so ausgelassene Lustigkeit Bahn, daß der alte Handelsherr vergeblich nach der Ursache forschte. Denn die Worte, die neben ihm fielen, erschienen ihm durchaus nicht als so überaus witzig.

„Ich denke es mit der Zeit dazu auszugestalten, Onkel König," entgegnete der Maler und steckte eilfertig die Füchse, die ihm Tina blinzelnd reichte, in die Tasche. „Vorerst schaffe ich mir etwas Betriebskapital, und dann hoffe ich nach und nach eine ganz anständige Firma zu werden."

„In der Tat," sagte der Handelsherr sinnend, „nichts würde mich mehr freuen, als wenn ich dir und deinem Vater in Gedanken unrecht getan hätte. Denn ich hielt, ehrlich gestanden, die Kunst in jeglicher Gestalt für etwas, was nur zur Verschönerung unserer Feierabendstunden taugt."

„Das ist es ja eben," versetzte der Maler. „Ihr vergeßt dabei nur, daß es zu diesem Zwecke eine Kategorie von Menschen geben muß, die tagsüber dafür sorgt, daß euch Abends die Feierabendstunden verschönt werden. Ihr nennt das oft unnütze Spielerei. Aber ebensogut könnt ihr dann die Nürnberger Spielzeugfabrikanten und andere für Tagediebe halten, denn sie sorgen auch nur für den Zeitvertreib. Ganz abgesehen davon, daß die Kunst viel höhere und edlere Ziele verfolgt, als ein paar Gaffern eine Muße zu schaffen."

„Gewiß, gewiß," nickte der alte Herr, „ich lasse das alles gelten. Aber die Hauptsache ist und bleibt doch, daß Geld dabei verdient wird, und zwar möglichst viel Geld."

„Nein, Onkel, die Hauptsache ist, ob man sich glücklich dabei fühlt. Und wenn es dir eine Beruhigung ist, so will ich dir gestehen, daß ich mich noch keine Minute unglücklich dabei befunden habe, auch wenn

der gute Schmalhans mal Küchenmeister war, und daß ich mein Los mit keinem Erben eines Hamburger Handelshauses vertauschen möchte. Besonders," fügte er hinzu, indem er sein Glas gegen den alten Herrn hob, „wenn man, wie ich, das Glück hat, einen Onkel zu besitzen, der einer armen Malerkehle ein so lieblich Weinchen vorsetzt. Du sollst leben, Onkel."

Der alte Herr stieß kräftig mit ihm an, angenehm berührt durch die gemütliche Zutraulichkeit des Neffen. Dann blickte er ihn lange an.

„Ganz wie seine Mutter," murmelte er, während weiter serviert wurde, „ganz wie seine Mutter, meine arme Erika. Immer hoffnungsfreudig, wenn's ihrem alten Eisenhart noch so schlecht glücken wollte, immer voll Humor — ganz gegen unsere Art. Und doch hatte sie damit das bessere Teil erwählt. Das merke ich erst an meinem Liebling Tina, die auch so ganz aus der Hamburger Art zu schlagen scheint, und vielleicht gerade deshalb der Sonnenschein meines Hauses ist." —

Er schlürfte seinen Wein und horchte andachtsvoll auf die Neckereien des jungen Volkes, das sich bei einer mit Gemüsen garnierten Bratenschüssel darum stritt, wer das größere Verständnis von den feineren Gemüsesorten besäße.

„Ich könnte dir pikfeine Proben bringen," knurrte der Maler.

„Gemüse in Öl!" lachte sie ihn aus. „Damit schicke ich dich zu den Russen."

„Ich verlange einen doppelten Beweis," erwiderte

„Ich denke es mit der Zeit dazu auszugestalten, Onkel König,“ entgegnete der Maler und steckte eilfertig die Füchse, die ihm Tina blinzelnd reichte, in die Tasche. „Vorerst schaffe ich mir etwas Betriebskapital, und dann hoffe ich nach und nach eine ganz anständige Firma zu werden.“

„In der Tat,“ sagte der Handelsherr sinnend, „nichts würde mich mehr freuen, als wenn ich dir und deinem Vater in Gedanken unrecht getan hätte. Denn ich hielt, ehrlich gestanden, die Kunst in jeglicher Gestalt für etwas, was nur zur Verschönerung unserer Feierabendstunden taugt.“

„Das ist es ja eben,“ versetzte der Maler. „Ihr vergeßt dabei nur, daß es zu diesem Zwecke eine Kategorie von Menschen geben muß, die tagsüber dafür sorgt, daß euch Abends die Feierabendstunden verschönt werden. Ihr nennt das oft unnütze Spielerei. Aber ebensogut könnt ihr dann die Nürnberger Spielzeugfabrikanten und andere für Tagediebe halten, denn sie sorgen auch nur für den Zeitvertreib. Ganz abgesehen davon, daß die Kunst viel höhere und edlere Ziele verfolgt, als ein paar Gaffern eine Muße zu schaffen.“

„Gewiß, gewiß,“ nickte der alte Herr, „ich lasse das alles gelten. Aber die Hauptsache ist und bleibt doch, daß Geld dabei verdient wird, und zwar möglichst viel Geld.“

„Nein, Onkel, die Hauptsache ist, ob man sich glücklich dabei fühlt. Und wenn es dir eine Beruhigung ist, so will ich dir gestehen, daß ich mich noch keine Minute unglücklich dabei befunden habe, auch wenn

der gute Schmalhans mal Küchenmeister war, und daß ich mein Los mit keinem Erben eines Hamburger Handelshauses vertauschen möchte. Besonders," fügte er hinzu, indem er sein Glas gegen den alten Herrn hob, „wenn man, wie ich, das Glück hat, einen Onkel zu besitzen, der einer armen Malerkehle ein so lieblich Weinchen vorsetzt. Du sollst leben, Onkel."

Der alte Herr stieß kräftig mit ihm an, angenehm berührt durch die gemütliche Zutraulichkeit des Neffen. Dann blickte er ihn lange an.

„Ganz wie seine Mutter," murmelte er, während weiter serviert wurde, „ganz wie seine Mutter, meine arme Erika. Immer hoffnungsfreudig, wenn's ihrem alten Eisenhart noch so schlecht glücken wollte, immer voll Humor — ganz gegen unsere Art. Und doch hatte sie damit das bessere Teil erwählt. Das merke ich erst an meinem Liebling Tina, die auch so ganz aus der Hamburger Art zu schlagen scheint, und vielleicht gerade deshalb der Sonnenschein meines Hauses ist." —

Er schlürfte seinen Wein und horchte andachtsvoll auf die Neckereien des jungen Volkes, das sich bei einer mit Gemüsen garnierten Bratenschüssel darum stritt, wer das größere Verständnis von den feineren Gemüsesorten besäße.

„Ich könnte dir pikfeine Proben bringen," knurrte der Maler.

„Gemüse in Öl!" lachte sie ihn aus. „Damit schicke ich dich zu den Russen."

„Ich verlange einen doppelten Beweis," erwiderte

er, „gib mir also, bitte, die Schüssel noch einmal. — Wahrhaftig," sagte er, und legte nach einer herzhaften Attacke Messer und Gabel nieder, „ich erkläre mich für überwunden. Ich gebe diesem Gemüse den Vorzug, selbst vor meinen feinsten südfranzösischen Proben — denn es liegt angenehmer auf der Zunge."

„Ihr redet mir ein Kauderwelsch," meinte der Handelsherr kopfschüttelnd, „dem ich mich nicht gewachsen fühle. Aber nun wollen wir mal ein ander Welsch reden, dem eine Malerkehle auch gewachsen sein wird. Tinchen, laß mal was aus der Champagne bringen."

Tina klingelte und gab dem eintretenden Diener einen Befehl. Sie ließ die Tafel bis auf die Fruchtschalen und Blumenkelche abräumen, schob ihrem alten Papa eigenhändig ein Fußkissen unter und nahm sein Schlüsselbund in Empfang, um die beste Sorte Zigarren und Zigaretten, die der Hausherr unter eigenem Verschluß hielt, herbeizuholen.

„Darauf kannst du dir was einbilden, Ernst," nickte sie dem Vetter zu, „die Festtagszigarren gibt Papa kaum seinen besten Freunden preis."

„Ein Künstler bildet auch eine Ausnahme in der menschlichen Gesellschaft," bemerkte der Alte aufgeräumt, „außerdem gehört der Junge zur Familie."

„Für das letzte Wort danke ich dir besonders, lieber Onkel."

„Weshalb?" versetzte der Alte und trank bedächtig sein Sektglas leer. „Du bist der Sohn meiner Schwester Erika, die ich sehr lieb hatte. Und du scheinst mir aus demselben Holz geschnitzt."

„Ich wollte," sagte Eisenhart zögernd, „du und mein Vater machtet Frieden. Mein Vater würde gewiß mit derselben Freude dein Töchterchen in seinem Hause begrüßen, wie du seinen Sohn begrüßt hast."

„Dein Vater zürnt mir noch. Ich habe ihm vor Jahren ein Kapital verweigert, und er hat mich einen Knauser geschimpft. Nun, wenn wir Kaufleute nicht gegebenen Orts Knauser zu sein verständen, hätten wir es nicht so weit gebracht. Denn für falsche Spekulationen habe ich kein Geld. Und es wäre eine falsche Spekulation deines Vaters gewesen, die Baracke wieder aufzubauen. Er hätte in den ersten Jahren selbst die Zinsen hinterherwerfen können, bis sich der Aberglaube in der Mieterschaft etwas gelegt haben würde. Denn es ist nicht so leicht, gute Mieter in ein Haus zu bekommen, das kurz vorher ein paar Menschen verschüttet hat. Das ist gerade wie nach einer großen Feuersbrunst. Schlechte Geschäfte. Ich kenn' die Verhältnisse."

Unterdes war Tina mit den Zigarrenkistchen erschienen, und der Handelsherr suchte persönlich eine große, mitteldunkle Form heraus.

„So, mein Sohn, versuch mal. Soll nicht eben schlecht sein. Wie der Preis ist, meinst du? Nun, aus Freundschaft besorge ich dir das Mille zu achthundert Mark."

„Hm," machte der Maler, während es ihn kalt überlief, und setzte den kostbaren Tabak in Brand, „dafür kann man schon etwas halbwegs Anständiges verlangen. Ich rauche übrigens auch zu dem Preise."

„Wie? Du? Das Mille zu achthundert Mark?"

„Pardon, ich spreche von zehn Mille."

Der Alte, der sich schon vor Überraschung weit vorgebeugt hatte, sank in seinen Stuhl zurück.

„Gott sei Dank," sagte er tief aufatmend, „ich dachte schon, meine Erika hätte einen Verschwender in die Welt gesetzt." Dann stieß er mit ihm an und setzte flüsternd hinzu: „Ich werde deinen Vater in den nächsten Tagen aufsuchen. Du erinnerst mich in allem so sehr an deine Mutter, daß ich anfange, mir Gewissensbisse zu machen, weil ich mich so gar nicht um deine Laufbahn bekümmert habe. Jetzt ist das natürlich zu spät."

„Väterchen," schmeichelte da die junge Dame, „ich weiß ein Versöhnungsmittel, durch das du jeden Tag die Berechtigung erhältst, das Eisenhartsche Haus zu besuchen. In erster Linie zwar würdest du damit gleichzeitig einen Herzenswunsch von mir erfüllen, den du mir bisher immer abgeschlagen hast. Aber so geht es famos!"

„Was wünscht denn mein Wirbelwind?" fragte der alte Herr und fuhr liebkosend über den Schwarzkopf.

„Laß dich malen, Papa. Du mußt bei Ernst dein Porträt bestellen. Ich freue mich kindisch darauf."

„Wenn der Junge nicht zu teuer ist," versetzte der Alte mit einem bedächtigen Seitenblick auf den hoffnungsfreudigen Neffen.

„Na, Onkelchen, weil es zu einem guten Zweck dienen soll, mach' ich's billig. Also in Lebensgröße. Ganze Figur. Hast du den Kronenorden oder den vierten Adler?"

„Nein.“

„Das ist dein Glück. Dadurch stellt es sich um hundert Mark billiger, denn auf die Ordensbänder wünschen die Herrschaften die allerfeinste Kunst verwendet, und die ist natürlich nicht billig. Also praeter propter dreitausend Mark, Onkel.“

„Potztausend!“

„Aber Bedingung —: keinem den Preis verraten! Meine Kollegen stäupen mich sonst wegen unlauteren Wettbewerbs und als bankerottverdächtig aus der Kaste heraus. Es ist ein Ausnahmepreis — nur für die Familie.“

„Dann gnade Gott dem, der nicht zu deiner Familie gehört.“

„Wann fangen wir an, Onkel?“ fragte der Maler, den Zwischenwurf unbeachtet lassend. „Zunächst genügen ein paar Sitzungen für Aufzeichnung und Farbenstudie. Ich werde dich nicht übermäßig anstrengen.“

„Das kannst du auch nicht bei dem billigen Preis,“ sagte der Alte trocken, und alle drei lachten. „Die ersten Sitzungen, die du haben mußt, bewillige ich dir. Den Rest verschieben wir, bis die Schiffahrt im Winter eingestellt ist; dann habe ich mehr Zeit. Das Honorar kannst du in monatlichen Raten innerhalb eines Jahres von meiner Geschäftskasse entnehmen. Sonst verjubelst du's mir mit einem Male. Und nun tu mir den Gefallen, trink aus und mach dich nach Hause. Sonst kommst du noch auf den Gedanken, auch Tina zu malen.“

„Du — der Gedanke ist wirklich nicht schlecht.“

Aber der Handelsherr, der ein noch grösseres Attentat auf seine Kasse fürchtete, drängte mild zum Aufbruch.

„Wir sehen uns ja bald wieder, mein Junge. Und wenn ich nicht da bin, Tina hat den Weinkellerschlüssel.“

So verabschiedete sich denn Ernst Eisenhart gehobenen Gefühls von Onkel König. Tina begleitete ihn bis auf den Korridor.

„Wie du für mich sorgst!“ sagte er zärtlich. „Ich war die Plakate so verteufelt satt geworden.“

„Wenn man auf der Brautfahrt ist,“ antwortete sie mit plötzlichem Ernst, „muss man auch an das Materielle denken.“

„Tina,“ beichtete der grosse Mensch leise und beschämt, „das hatte ich bei der Gemütlichkeit total vergessen. Grüss sie von mir! hörst du? Recht herzlich!“

Er drückte ihr die Hand, und sie drückte sie kräftig wieder.

VII

Ernst Eisenhart hatte Besuch. Dietrich Vilmar war die vier Stiegen zum Atelier emporgestiegen gekommen und saß dem Freunde mit unzufriedenem Gesicht gegenüber.

„Damit du siehst," meinte er, „daß auch ich mit meinen Errungenschaften nicht hinter dem Berge halte, teile ich dir mit, daß ich Fräulein Casparsen verschiedentlich begegnet bin —"

„Das finde ich sehr vernünftig, lieber Vilmar."

„— und auch meine Besuche im Casparsenschen Hause wiederholte," fügte er etwas gereizt hinzu.

„Selbst wenn ich dein Vater wäre, könnte ich dir das nicht verbieten, denn du bist seit über ein halb Dutzend Jahre mündig."

„Davon ist hier nicht die Rede. Du darfst überhaupt deinen gönnerhaften Ton ruhig einschränken. Denn wenn du etwa glaubst, Fräulein Casparsen bevorzuge dich, so bist du eben sehr schlecht orientiert. Und damit du es nur weißt, ich habe vorhin erst eine Einladung zu einem thé dansant erhalten."

Er blickte seinen Gegner spöttisch an. Der Trumpf mußte seine Wirkung tun. Eisenhart erhob sich auch sofort, ging zu seinem Arbeitstisch und kehrte nach einer Weile mit einer goldgeränderten Karte zurück.

„Wenn du vielleicht diese Einladung meinen solltest —?"

Mit einer hastigen Bewegung nahm ihm Vilmar das Blatt aus der Hand. Fest preßten sich seine Lippen zusammen, als er den Text las. Dann gab er es mit einer ironisch sein sollenden Verbeugung zurück.

„Ganz in der Ordnung. Sie wird dich nicht haben übergehen können."

Eisenhart behielt die Karte in der Hand und strich sie glatt. Eine dunkle Röte stieg langsam in sein Gesicht.

„Hör mal," sagte er und sah seinem Gegenüber fest in die Augen, „du spielst dich mir gegenüber noch immer stark auf den Überlegenen heraus. Das mußt du nicht tun. Schon deshalb nicht, damit du dich am Ende aller Dinge nicht zu sehr verwunderst. Denn es könnte doch sehr leicht eine Zeit kommen, wo du eine mitfühlende Brust nötig hast, weil sich die Dinge nicht nach deinen Wünschen verwirklichten, sondern —"

„Sondern?" gab Vilmar trotzig zurück.

„Sondern nach meinen," vollendete Eisenhart ruhig.

Vilmar warf einen geringschätzenden Blick durch das primitive Atelier.

„Ja, ja, die Plakate sind heraus," sprach der andere gelassen. „Die Luft wird von Tag zu Tag reiner, darauf kannst du das Abendmahl nehmen."

Der Besucher hatte sich ebenfalls erhoben und war an das Fenster getreten.

„Und ich heirate sie doch!" stieß er hervor.

„Mir bleibt auch noch ein Wörtchen zu sprechen übrig; das solltest du nicht so leicht in den Wind schlagen."

„Pah, vor dir habe ich mich noch nie gefürchtet."

„Ich habe dir bis heute auch noch keinen Anlaß gegeben."

„Und du willst es jetzt tun?"

„Ich gehe meinen Weg. Das übrige ist nicht meine Sache. Wenn du vernünftig gewesen wärest, hättest du mir den Weg belassen. Dir stehen doch wahrhaftig so viel Straßen offen, daß du mir die meine mal neidlos zugestehen konntest."

„Von Neid kann hier nicht die Rede sein. Ich liebe Helene, ich liebe, liebe, liebe sie! Begreifst du das nun endlich?"

„Als ob ich sie in den Tod haßte."

„Eisenhart, unterlaß diesen Ton!"

„Und weshalb, wenn die Frage gestattet ist?"

„Weil ich es nicht wünsche, daß der Ton auf Fräulein Casparsen angewendet wird. Ich gebe es nicht zu und verbiete es dir!"

„Nun wird's mir aber auch zu arg," polterte der große gutmütige Mensch los. „Was fällt dir denn in drei Teufels Namen ein, mich hier maßregeln zu wollen? Das ist eine Arroganz, die selbst mir zu viel wird. Ich muß dich ganz entschieden ersuchen, dich deiner Umgebung anzupassen, und wenn dir das hier schwer fällt, so geh nach Hause und ruf dir deinen Johann. Dem magst du zur schnelleren Verständigung meinethalben ein Schock Ohrfeigen zugeben, ganz nach Würde und Verdienst. Aber so lange du dich in meinen vier Wänden befindest, bitte ich mir eine gewisse Korrektheit aus. Das ist wohl das allerwenigste."

„Ich betrage mich durchaus korrekt. Ich kann nur nicht dulden, daß sich jemand zwischen mich und Fräulein Casparsen stellen will.“

„Mensch,“ sagte Eisenhart erstaunt, „du hast eine bewunderungswürdige Gabe, dich in verkehrte Situationen hineinzudenken.

Es blieb einige Minuten still zwischen den beiden Konkurrenten. Dann kam Vilmar mit ausgestreckten Händen auf Eisenhart zu.

„Ernst,“ begann er mit schwankender Stimme, „du bist mein Freund, und ich habe dich gern!“

„Wenn du mich brauchen kannst,“ knurrte der Maler.

„Das scheint dir nur heute so. Und gerade heute möchte ich einen Beweis deiner Freundschaft haben.“

„Schieß nur los, ohne Vorrede.“

„Geh heute abend nicht zur Casparsenschen Unterhaltung. Suche irgend einen Entschuldigungsgrund. Ich bitte dich, laß mich allein hin.“

„Vilmar,“ entgegnete Eisenhart mit einem humoristischen Lächeln. „Dein Vertrauen ehrt mich. Aber für ganz so naiv hätte ich dich doch nicht gehalten.“

„Du schlägst es mir ab?“ fuhr der andere auf.

„Würdest du fortbleiben, wenn ich den Einfall gehabt hätte, dich fünf Minuten früher darum zu ersuchen?“

„Das ist eine ganz andere Sache.“

„Natürlich, du nimmst für dich eine besondere Regeldetri in Anspruch.“

„Weil ich Helene liebe, weil ich seit dem Tage, an dem ich zuerst bei ihr war, an nichts anderes mehr denke, von nichts anderem mehr träume —“

„So kommen wir nicht weiter," unterbrach Eisenhart den leidenschaftlichen Erguß. „Wir treiben uns wie Färbers Gaul im Kreise herum."

„Nein, nein!"

„Doch, doch! Denn alles das, was du mir sagst, könnte ich dir auch entgegenhalten. Und vielleicht noch viel mehr. Aber ich tue es nicht. Ich liebe es nicht, viel Worte zu machen. Wir wollten ja darum kämpfen."

Vilmar nahm seinen Hut.

„So will ich die Sache schnell für dich zum Abschluß bringen," sagte er erregt. „Heute abend soll es sich entscheiden. Gehab dich wohl bis dahin."

„Adieu, Tollkopf."

Schmetternd flog die Tür ins Schloß, und Eisenhart befand sich allein. Er durchkreuzte einigemal in tiefem Sinnen das Gemach und machte sich zuletzt kopfschüttelnd wieder an die Arbeit. Er wandte eine alte Leinwand und präparierte sie für eine Farbenskizze.

„Was der Kerl für eine unbändige Leidenschaft in den Knochen hat," murmelte er vor sich hin. „Vollständig besessen, vollständig. — Diesmal scheint's wirklich Ernst bei ihm zu sein, sonst benähm' er sich nicht so unmanierlich."

Nachdem er eine Zeitlang alte Ölfarbe von der Leinwand gekratzt hatte, schloß er seine stille Rekapitulation.

„Tut mir leid, mein bester Dietrich. Du mußt dich diesmal damit abfinden. Die wunderbare Helene!" —

* * *

und sie verbarg es sich nicht. Wer so schön war, hatte Verpflichtungen. Und was darunter verstanden wird? Es gibt keine Schönheit der Gesellschaft, die nicht weiß, daß man sie sehen will, ob sie Leid oder Freude bringt.

Helene Casparsen sollte keine Zeit mehr finden, sich heute abend noch mit ihren Lieblingsdichtern zu befassen. Eben hatte sie sich auf ihrem kleinen Diwan niedergelassen, als sie draußen die ersten Wagen vorfahren hörte. So begab sie sich denn eiligst in den Saal, um die Dame des Hauses in Stellvertretung zu repräsentieren. Eine halbe Stunde hernach hatten sich die Gäste, ungefähr vierzig an der Zahl, vollständig eingefunden. Fast gleichzeitig waren Ernst Eisenhart und Dietrich Vilmar eingetreten. Während sie die tiefe Verneigung des ersteren mit einem strahlenden Lächeln beantwortete, reichte sie Vilmar die Hand, die er hastig an die Lippen zog. Eisenhart aber dirigierte sich langsam durch die Menge, die ihm größtenteils fremd war. Er hatte in Helenes Blick so viel gelesen, daß er Vilmar gern die kleine Gunstbezeigung gönnte. Mit dem sicheren Gefühl, als ob er sich jahraus jahrein auf dem Parkett bewegt hätte, schritt er durch die Gruppen anmutiger Mädchengestalten und schwarzbefrackter Herren, bis er sich plötzlich am Ärmel festgehalten fühlte.

„Vollständig Luft für den Herrn Vetter?“ klang es scherzend neben ihm.

„Der Tausend, Tina, und wie schön!“

„An mich hast du hier wohl am allerwenigsten gedacht?“

„Ehrlich gestanden, nein."

„Ein nettes Kompliment," schmollte sie, „aber es sieht dir ähnlich."

„Ja, Tinchen, daher ist meine Freude aber auch umso größer. Man ist doch nie entzückter, als wenn man so ganz unerwartet vom Himmel herunter beschenkt wird."

„Du bist ein loser Schwätzer," sagte sie und nahm seinen Arm. „Aber es soll dir verziehen werden, schon allein der vielen verlangenden Mädchenblicke wegen, die dir gelten."

„Mir?"

„Stell dich nicht so unschuldig. Siehst du denn nicht, wie sich die hübschen Hamburgerinnen die Köpfe zerbrechen, wer dieser große, schöne Mann wohl sein könnte?"

„Tina, das gilt meinem neuen Frack."

„Du bist ein scheußlicher Mensch, mir mit solcher Prosa zu kommen."

„Gefällt er dir etwa nicht?"

„Wer, der Vetter oder der Frack?"

„Beides, aber bitte, eines nach dem anderen. Also zunächst, wie findest du den Frack?"

„Unvergleichlich, Ernst."

„Kein Wunder," schmunzelte der, „er stammt auch von dir."

„Aber, mein Junge, ich habe mein Leben lang noch keinen Frack getragen; das war bei uns noch nicht Mode. Höchstens hätte ich ihn bei deiner Größe als Schleppkleid benutzen können."

Der Maler maß die elegante Figur seiner kleinen Cousine mit einem verschmitzten Blick und lachte.

„Bist du ein vernünftiges Mädel! Und trotzdem, der Frack stammt von dir. Folglich trägst du die Verantwortung, wenn ich hier für einen Prinzen durchlaufe. Rate."

„Nein," sagte sie und schüttelte den Schwarzkopf, „das ist mir zu hoch."

Er beugte sich zu ihr nieder und flüsterte ihr ins Ohr.

„Die erste Rate vom Porträt Papa Königs. Steckt zum Teil drin. Was? Famos angewandt?"

„Verschwender," kicherte sie in sich hinein.

„Hatte solch ein Möbel nicht mehr seit Düsseldorf," belehrte er sie, „und auch damals hatte ich nur eine Aktie an dem Prunkstück. Es war ein gemeinsames und unveräußerliches Gut unserer Korona."

„Darin hätt' ich dich sehen mögen."

„Wünsch das nicht," meinte er. „Es kniff verteufelt unter den Armen, weil es für den Normalmenschen gebaut war, und die Schniepel hingen wie Trauerfahnen hinten nieder. Sie trauerten nämlich, weil es ihnen versagt blieb, den richtigen, ehrwürdigen Platz einzunehmen, und nun sehnten sie sich vergeblich nach dem Ziel ihrer Wünsche, das sie vor Augen hatten, wie Moses das gelobte Land. Bildlich zu nehmen."

„Ich werde dich gleich stehen lassen."

„Im Augenblick. Jetzt mußt du mir noch sagen, wie dir der Vetter gefällt."

„O — einfach niederträchtig."

„Dann is gut," nickte er beifällig, „dann wirst du

mir wohl die Polonaise mit anhängendem Walzer nicht abschlagen."

„Wie?" Sie waren stehen geblieben. „Willst du denn nicht Helene — ich wollte sagen Fräulein Caspar-sen, um den ersten Tanz bitten?"

„Ah, da sind edlere Geschlechter als ich. Die gehen vor."

„Ernst," gab sie ihm zur Antwort, „ein ganzer Mann wie du und obenein Künstler soll sich für so edel halten, wie die ältesten Geschlechter."

Er sah sinnend in ihr erglühtes Gesicht, und als sie es bemerkte, vermochte sie es nicht zu wehren, daß eine flüchtige Röte sich über Schultern und Brust ergoß. Das machte ihn aufmerksam, und mit Entzücken be-trachtete er das reizende Geschöpf, das ihm noch nie so schön erschienen war wie in der einfachen, aber ge-schmackvollen Robe von rohem Seidenstoff.

„Tina," entgegnete er ihr, „ich werde mir das merken, was du mir da sagtest. Gerade weil du es mir sagtest. Und verlaß dich darauf, du sollst nie sehen, daß ich mich geringer taxiere, als unsere jungen Erben dort. Deshalb schon allein, weil ich solch eine Cousine vor ihnen voraus habe. Und jetzt bitte ich dich erst recht um die Polonaise. Ich muß doch ein bißchen mit dir prunken, Mädchen."

Sie war so fröhlich, daß sie ihm alles bewilligte.

Da ertönte ein Trompetensignal. Und man stand wie angewurzelt auf dem Fleck. Der Herr des Hauses begab sich zu den Musikern auf das Podium, begrüßte in launigen Worten seine Gäste und erklärte das Pro-

gramm, wonach man sich hier auf einer Blumenwiese zum Frühlingsfest zusammengefunden hätte. Ungezwungen, wie auf einem ländlichen Ball sollten die Engagements getroffen werden, ohne Tisch- und Tanzkarten, ganz nach Geschmack oder Zufall. Bis zur ersten Tanzpause möchten die Herrschaften sich zu kleinen Verbänden zusammentun, und ein jeder Verband solle eine Hütte okkupieren. Alsdann sei ein gegenseitiges Besuchen und Bewirten gestattet und erbeten.

Die gute Idee fand unter dem jungen Volk begeisterte Aufnahme und wurde mit einem brausenden Bravo quittiert. Und es begann ein Schieben und Drängen, ein Rennen und Laufen, ein Bitten und Gelächter. Denn jeder suchte in der Eile die ihm am meisten passende Gesellschaft zu ergattern und dabei stillen Herzenswünschen nachzugehen. Nur Eisenhart war, seine Cousine am Arm, ruhig stehen geblieben.

„Willst du nicht Fräulein Casparsen aufsuchen?" fragte sie ihn. „Sonst hast du das Nachsehen."

Er antwortete erst nicht. Dann meinte er leichthin, aber seine Augen glänzten vor Erwartung: „Wir werden ja sehen, ob ihr an meiner Gesellschaft gelegen ist."

Darauf schritten sie langsam und schweigend zu der Stelle, wo Fräulein Casparsen, von einem dichten, flehenden und gestikulierenden Herrenkreis umgeben, Cercle hielt. Als sie die hohe Figur Eisenharts auftauchen sah, winkte sie ihm lachend zu.

„Meine Herren, Sie müssen heute schon verzeihen. Aber ich bin im tiefen Brasilien so verwildert, daß ich

mir die schönen Künste meines engeren Vaterlandes zur Gesellschaft bitten möchte. Herr Eisenhart, Ihr Kollege und Freund Vilmar hat mich schon um mein schützendes Zeltdach gebeten. Helfen Sie mir mit Fräulein König das Karree bilden. Sie wollen? Das ist brav. Sie hören, meine Herren, hier gibt's nichts mehr zu verdienen. Das Zelt ist kleiner als Ihre Lauben, und unsere Tischgenossenschaft ist komplett. Beeilen Sie sich. En avant! Der Tanz beginnt."

Und da fast im gleichen Augenblick die Musik einsetzte, so stob der Schwarm eiligst von dannen, und nur die zwei Paare blieben zurück.

„Unser Wahlspruch des Abends," lachte Helene in bester Stimmung, „sei der des guten seligen Jérôme: Heute mal wieder lustik!"

Damit grüßte sie Eisenhart und Tina König mit der Hand und eröffnete am Arme Vilmars die Polonaise; Eisenhart schloß sich mit seiner Cousine als zweites Paar an. Die Musik schmetterte, Augen und Wangen glühten, Scherzworte durchflogen die Reihen, und als der graziöse Rundgang in einen Walzer überging, herrschte nur eine einzige animierte Laune. Eisenhart hatte seine Partnerin um die feine Taille gefaßt und walzte fröhlich dahin.

„Kommt es dir nicht vor, Tina," flüsterte er ihr beim Tanzen zu, „als ob du im Zoologischen Garten wärest?"

„Was ist das nur wieder für eine Idee?"

„Na, mit einem Bären hast du doch sicher noch nicht Walzer getanzt?"

„Sicher nicht."

„Aber heute! Da mach' ich dir zuliebe nun die possierlichsten Sprünge, und wenn ich von meiner Höhe die Augen kreisen lasse, erblicke ich um mich herum ein wogendes Meer, in welchem ich als der größte Tanzbär herumspringe, gerade als ob ich mich vor dem Ertrinken retten wollte."

„Du tanzest ausgezeichnet," gab sie zur Antwort. „Hätt' es dir kaum zugetraut."

„Wirklich?" fragte er erfreut zurück. „Solches Zutrauen muß belohnt werden."

Und nun drehte er sie in rasendem Tempo durch den Saal, daß die Spitzen ihrer Atlasschuhe kaum den Boden berührten. Aber unermüdlich hielt sie stand, bis der letzte Geigen- und Trompetenton verklungen war und er mit einem prächtigen Schwung genau vor dem kleinen Zelt innehielt. Dort ließ sie sich auf ein Polster sinken und hauchte atemlos, die Hände auf die stürmende Brust gedrückt: „Das war mein herrlichster Tanz. Bist ein Prachtjunge, Ernst."

„Das hat man mir selten gesagt: Prachtjunge!" lachte er und umfing das schöne Mädchen mit einem Blick, in dem etwas wie jähes Erstaunen lag: „Tina, dann mußt du mir noch einen Tanz schenken."

„Soviel wie du willst, Ernst," und sie blickte zu ihm auf.

Er nahm ihre Hand und führte sie andächtig an die Lippen. Seine kleine Cousine war nie lustiger gewesen als heute, und doch kam sie ihm so verändert vor, so echt weiblich-hingebend und doch so verehrungs-

würdig. — Er führte ihre Hand noch einmal an die Lippen. Da trat Helene Casparsen ein, und Vilmar folgte.

„Wir stören doch nicht?“ rief er und schoß einen triumphierenden Blick auf den Freund. „Haben Sie gesehen, Fräulein Casparsen? Die Galanterie ist noch nicht ausgestorben.“

„Es ist ja nur seine Cousine,“ entgegnete Helene lebhaft und streichelte Tina liebkosend die Wangen.

„Da muß ich aber bitten,“ protestierte Eisenhart. „Wenn es auch bei unserem ersten — halt, zweiten denkwürdigen Zusammentreffen von mir hieß: Nur mein Vetter, so mochte das leider seine Berechtigung haben. Aber auf Fräulein König angewandt, liegt der Fall umgekehrt. Ich möchte am liebsten draußen einen Wirbel schlagen lassen und dem mit Recht erstaunten Volk zurufen: Denken Sie, meine Herrschaften, das ist meine Cousine!“

„Ah, Tina, darauf kannst du stolz sein.“

Helene Casparsens Hand zuckte leicht auf der Schulter der Freundin. Diese sah sie mit einem langen Blick an und umfing dann ihre Hand.

„Er ist ein guter Mensch, Helene.“

Eisenhart schob sich zum Bowlentisch.

„Wenn die verehrten Damen meinen Steckbrief zusammenstellen wollen,“ sagte er, „so muß ich das errötend über mich ergehen lassen. Vielleicht darf ich unterdes die Bowlengläser füllen. Mein Freund und Bruder Vilmar wird es sich nicht nehmen lassen, mir beim Servieren zu sekundieren. Er versteht sich nämlich auf das Bowlenspenden.“

Vilmar erfaßte die Anspielung sofort.

„Du bist eine Kanaille,“ knurrte er dem Freunde zu. Dann sahen sie sich heimlich in die Augen und lachten zu gleicher Zeit ein erlösendes Lachen.

„Na, das freut mich, Mensch, daß du mal wieder lachst, statt mich anzubellen,“ meinte Eisenhart herzlich. „Zwei alte Kumpane wie wir sollten sich nicht zanken. Darauf wollen wir einmal einen Fixen trinken. Und jetzt präsentiere den Damen die Bowle, derweil ich unter den köstlichen Delikatessen hier eine kleine Blumenlese veranstalten werde.“

Gleich darauf verkündete ein fast anhaltendes Becherklingen den Saalbewohnern da draußen, daß in diesem Zelte zwei Malerkehlen über eine Bowle geraten wären und nun mit Hilfe der beiden schönsten Mädchen Hamburgs den Erbfeind nach den Regeln der Kunst bekriegten.

Den nächsten Tanz wirbelte Eisenhart wiederum mit seiner Cousine. Beim dritten wechselten die beiden Herren ihre Damen, und tiefaufatmend legte der Maler den Arm um Helene, wie vom Blitz erhellt die Stunde vor sich sehend, da er sie schon einmal umfangen hielt.

„Helene,“ sagte er leise, und sie nickte.

Dann wiegten sie sich nach den weichen Rhythmen einer Masurka und sprachen nicht mehr. Ihre Gedanken liefen der Gegenwart weit voraus und gerieten zuletzt in ein Nebelland. Die Klänge der Masurka tönten wie aus weiter Ferne.

Sie blieben stehen. Die Musik war verstummt. Eisenhart führte seine Dame zu ihrem Zelt zurück, in

dem sie bereits von Vilmar und Fräulein König erwartet wurden. Vilmars Blick hing in ängstlicher Spannung an den Eintretenden.

Fräulein König versperrte ihrem Vetter den Weg.

„Wollen wir nicht einen Besuch machen, Ernst? Ich bemerkte vorhin meinen teuren Vater, wie er, natürlich zu spät kommend, sich dort drüben mit Mühe ein Plätzchen eroberte.“

„Ganz zu deinen Diensten, Cousinchen.“

Sie durchquerten unter einem Kreuzfeuer von Scherzworten den Saal und trafen den Handelsherrn an, der sie gemütlich bewillkommnete und sie zu einem Glase bei sich behielt.

Vilmar hatte die Gelegenheit mit einem raschen Blick überschaut. Er sah sich mit Helene Casparsen allein. Sein Herz klopfte, und die Aufregung machte ihn blaß. Aber der Moment zum Handeln war da.

„Mein gnädiges Fräulein ...“

„Sie sind blaß, Herr Vilmar.“

„Ich weiß es. Es kann auch nicht anders sein, wenn eine Minute über Leben und Tod entscheiden soll.“

„Sie machen mich ängstlich.“

„Nein, Fräulein Casparsen, Sie brauchen sich nicht zu fürchten. Wenn einer etwas zu fürchten hat, so bin ich es ganz allein. Wollen Sie mich anhören?“

„Wenn es keine Liebeserklärung wird?“

„Ja, Fräulein Casparsen,“ erwiderte er mit bebender Stimme, „ich liebe Sie. Ich liebe Sie so glühend, daß es mir das Mark verzehrt. Ich kann nichts anderes mehr denken, nichts anderes mehr fühlen. Meine

Arbeiten feiern auf der Staffelei. Ich halte es nicht mehr für wert, einen Pinselstrich zu tun, bevor ich nicht weiß, ob es sich noch lohnt. Und die Arbeit, ja mein ganzes Leben, es lohnt sich nur noch dann, wenn Sie mich erhören. Wenn Sie die Meine werden wollen, Helene. O, glauben Sie mir," fuhr er leidenschaftlich fort, „es ist die Wahrheit, die ich spreche. Sie halten mein Leben in der Hand. Und schenken Sie es mir wieder, so will ich Ihnen ein Dasein schaffen, wie es ein Mensch nur vermag. Ich will Ihnen dienen und Ihnen die Tage zu Festen machen. Niemals sollen Sie Frühling und Schönheit vermissen bis ans Lebensende. Helene, ich beschwöre Sie, geben Sie mir Antwort."

Er hatte ihre Hände ergriffen und sah sie mit flammenden Augen an.

Sie lächelte; kaum merklich; aber er empfand es doch. Seine Besinnung schwand darunter.

„Helene — Helene —" und er bedeckte ihren Arm mit glühenden Küssen.

„Herr Vilmar," entgegnete sie ernst und wies ihn in seine Schranken, „wir befinden uns hier auf dem Ball. Muß ich den Kavalier in Ihnen anrufen?"

„Ich liebe Sie, Helene, sonst weiß ich nichts."

„Und wenn ich Ihnen darauf die Antwort schuldig bleiben müßte?"

Todesangst malte sich in seinen Zügen.

„Das können Sie nicht, nein, nein, das dürfen Sie nicht."

„Ich bin mein eigener Herr," versetzte sie stolz, „vergessen Sie das, bitte, nicht."

„Und das soll heißen, daß ...“

„Daß ich wählen kann, wie ich will.“

„Und Sie haben bereits gewählt?“ fragte er mit fliegendem Atem.

„Vielleicht. — — Vielleicht auch nicht. — Lassen Sie mich erst zu mir selber kommen.“

„Ein Wort nur.“

„Heute nicht mehr, Herr Vilmar. Ich befehle es Ihnen.“

„So ist es Eisenhart,“ rief er fassungslos, „er stiehlt Sie mir!“

Sie hatte sich erhoben, Zornesröte auf der Stirn.

„Seit wann spricht man so mit einer Dame? Verlangen Sie, daß ich augenblicklich gehe?“

„Nein,“ sagte er dumpf. „Ich vergaß mich. Strafen Sie mich nicht. Rechnen Sie es meiner unbezwingbaren Liebe an.“

Sie nahm ruhig ihren Platz wieder ein und schaute hinaus in den Saal, wo sich die Paare zur Quadrille aufstellten. Es fiel keinem von beiden ein, an dem Tanze teilzunehmen. Als die Musik ertönte und sich die heiteren Figurenbilder schlangen, fragte er gepreßt: „Zürnen Sie mir, Fräulein Casparsen?“

„Dann hätte ich Sie fortgeschickt.“

„Und wenn ich nicht mehr im stande wäre, in Ihrer Nähe ruhig zu bleiben, wenn ich jetzt gehen müßte? — Und ich muß gehen,“ fügte er rasch hinzu, „ich kann es nicht mehr abwarten, die anderen kommen zu sehen und mich an einer Unterhaltung zu beteiligen, die nicht von meiner Liebe spricht. Entlassen Sie mich, Fräu-

lein Caspersen, und geben Sie mir ein Wort mit auf den Weg."

„Wir kennen uns erst so kurz, Herr Vilmar. Genügt es Ihnen, daß ich mich für Sie interessiere?"

„Nein," sagte er, „das genügt mir nicht. Ich muß mehr hören."

„Sie sollen es, sobald ich Sie als erprobt befunden habe."

„Und wie nennt sich die Probe? Ich werde sie spielend bestehen."

„Ich werde morgen darüber nachdenken."

Er preßte die Lippen zusammen. Dann machte er eine stumme Verbeugung und ging. Dem Zelte zu sah er Eisenhart steuern, seine Dame am Arm. Er vernahm noch des Freundes Anruf, dann war er draußen.

Fräulein Caspersen aber saß ernst und blaß im Zelt allein.

„Der zweite," sagte sie leise. „Diesmal ist es keine Spielerei. Es geht um Herzen, und auch meines ist dabei. Und um die Zukunft — um die Zukunft von drei, nein, von vier Menschen sogar. Auch Tina ist engagiert, vielleicht unbewußt. Nun, morgen wollen wir weiter sehen."

Sie empfing das eintretende Paar mit gewinnender Freundlichkeit, und als kurz darauf ein Herr sich meldete, um Fräulein König zu bitten, für eine andere Dame in die Quadrillenfigur einzutreten, nahm sie Eisenharts Arm, um ein wenig durch den Saal zu promenieren. Sie mochte mit ihm nicht an derselben Stelle bleiben,

an der ein anderer sie vorhin um ihre Liebe angefleht, die Liebe, die doch dieser große, heitere Mann zu besitzen glaubte."

„Sie sind so nachdenklich, Helene," hörte sie ihn an ihrer Seite sprechen.

„Ich dachte über die Menschenliebe nach," entgegnete sie. „Man belügt und betrügt sich so leicht darin, sich und andere."

„Meine Probezeit ist noch nicht herum," murmelte er. „Möglich, daß Sie dann anders über die Liebe denken."

„Sie sollen wissen," sagte sie unvermittelt, „daß man mir soeben einen sogenannten glänzenden Antrag machte."

„Vilmar," nickte er. „Ich sah es kommen."

„Interessiert Sie nicht das Ergebnis?"

„Nein," entgegnete er ruhig, „meine Probezeit ist noch nicht herum."

Sie war doch etwas überrascht von seinem seelischen Gleichgewicht. Sie hatte einen heftigen Ausbruch erwartet, eine flammende Rede, die herrische Verwahrung eines Liebhabers, aber sie fand nur einen treuen, gläubigen Menschen.

„Was soll ich Vilmar antworten?" fragte sie mit einem leichten Seufzer.

„Darin können Sie sich nur selbst Rat erteilen, Helene."

„Und wenn ich ihn an Ihrer Probezeit teilnehmen ließe?"

„So müßte ich mich fügen."

Sie wollte ihm ein trotziges Wort entgegnen, aber sie vermochte es unter seinem offenen Blicke nicht. So schwieg sie und zählte die Schritte.

„Wo mag nur Vilmar bleiben?“ fragte er und sah sich im Saale um.

„Er hat uns schon verlassen.“

„Verlassen? Haben Sie ihm Ungnade gezeigt?“

„Er ging ziemlich desperat.“

„Der arme Kerl,“ sagte Eisenhart mehr zu sich selbst.

Die Gutmütigkeit verblüffte sie, und sie entgegnete ziemlich gereizt: „Es ist mir ein Rätsel, daß Sie an einem Gegner, denn das ist er doch in gewissem Sinne, so großen Anteil nehmen können.“

„Ich bedaure immer die Menschen, wenn sie leiden. Das liegt in meiner Natur, die sich selbst die Leiden so weit wie möglich vom Halse hält.“

„Und Sie glauben, Ihr Freund leidet jetzt?“

„Mit Bestimmtheit. Er ist ein nervöser Künstlercharakter, der jede Atmosphärenschwankung empfindet. Und da er kein unebener Mensch ist, so bedaure ich ihn.“

„Lieben Sie mich noch, Ernst?“ fragte sie plötzlich und stand vor ihm in ihrer ganzen berückenden Schönheit.

„Ich bete dich an,“ antwortete er überwältigt.

Gleich darauf war sie ihm entschlüpft, um einigen Gästen, die das Fest verließen, zum Abschied die Hand zu reichen. Auch Tina erschien am Arme ihres Papas. Der alte Handelsherr kämpfte mit dem Schlummer.

„Gute Nacht, Ernst, Papachen ist müde.“

„Ich gehe mit, wenn du gestattest.“

„Wir haben den Wagen draußen. Er kann dich von uns nach deiner Wohnung weiterfahren.“

„Vielen Dank. Nimm mich nur mit bis zum Jungfernstieg. Ich will dort in der schönen Frühlingsnacht noch ein wenig herumspazieren. Tust du mit?“

„Was denkst du dir?“ sagte sie errötend, „ich habe genug mit Schlafen zu tun. Die Frühlingsnacht träume ich mir dann.“

„So vergiß den einsamen Wanderer nicht in den Traum einzuschließen.“

„Dort steht Helene Casparsen,“ unterbrach sie ihn. „Mache deine Reverenz.“

„Sie wollen fort, Ernst?“ hörte sie Helene sagen, und mit einem Male ergriff sie ein furchtbarer Schmerz. Es war, als ob etwas Fremdes ihr die Kehle zuschnürte, um sie am Schluchzen zu hindern. Als ob ein Vorhang in ihrer Brust, hinter dem sie immer noch ein Blumengärtchen erhofft hatte, zerrissen wäre und sich ihr eine öde Leere zeigte. Und doch war sie darauf vorbereitet gewesen, ja, hatte den beiden selbst zum Glück verholfen. Diese eine Sekunde aber, dies eine Wort, sein Name aus fremdem Munde, entschied über sie. Es entschied, daß sie unglücklich sein sollte, todunglücklich.

„Kindchen,“ meinte der alte Handelsherr, wie er ihr draußen den Mantel umlegte, „du zitterst ja wie Espenlaub. Dies unvernünftige Tanzen in der Frühlingsluft, die an und für sich schon den Körper mitnimmt. Das nächste Mal wird mein Töchterchen Fräulein Casparsen ihre Marotte allein austanzen lassen. Das bitt' ich mir aus.“

Sie nickte und legte den Worten einen anderen Sinn unter. — Zu spät.

Neben dem Wagenschlag stand Ernst Eisenhart. Er hob seine Cousine wie eine Feder in den Fond, half dem Oheim neben ihr Platz nehmen und setzte sich selbst auf den Rücksitz. Am Himmel war Vollmond. Tinas Köpfchen war scharf beleuchtet und erschien geisterbleich. Das beunruhigte den guten Jungen, und er erkundigte sich teilnehmend nach ihrem Befinden. Sie schüttelte leise lächelnd den Kopf. Er konnte ja doch nicht helfen. — Der Wagen fuhr vor dem Portal vor, Eisenhart umfaßte vorsichtig die schlanke Gestalt Tinas und stellte sie sanft wie ein krankes Kind nieder. Dann drückte er ihr kameradschaftlich die Hand, ließ sich von Oheim König auf die Schulter klopfen und schlug den Weg das Alsterbassin entlang ein.

Er war noch nicht weit gekommen, als er am Brückengeländer einen Herrn bemerkte, der eingeschlafen zu sein schien. Aber der Fremde schlief nicht. Er blickte nur düster in das glitzernde Wasser, das der Mond in Streifen teilte. Jetzt erkannte Eisenhart ihn und war mit wenigen Schritten an seiner Seite.

„Donnerwetter, Vilmar! Treibst du hier Naturgeschichte?"

Der andere beachtete ihn kaum.

„Da unten ist's gut sein," sagte er nur und wies auf das lockende Wasser.

„Pfui Spinne," erwiderte Eisenhart gemütlich, „an dem Gedanken allein könnten wir beide uns den Magen erkälten. Komm nach Haus, mein Junge, ich begleite

dich. Liebe und Wasser tun nicht gut so nahe beieinander, wenn die Gemütsverfassung unterm Pegelstrich ist."

Damit schob er den Arm unter den des Freundes und entfernte ihn behutsam aus der gefährlichen Gegend.

„Ich scheine mich heute zum privilegierten Krankenpfleger ausbilden zu sollen," meinte er für sich, „erst die Tina, weiß der Himmel, und jetzt der forsche Junker Vilmar. Das sonderbarste auf der ganzen Welt sind doch die Menschen — und unter diesen wieder die Weibsen. Das hätt' ich mal wieder festgestellt."

Endlich langten sie bei der Wohnung Vilmars an.

„Seh' ich dich morgen?" fragte der.

„Ich werde doch morgen mal nach meinen Rekonvaleszenten sehen," entgegnete Eisenhart munter. „Schlaf dich ordentlich aus, mein Junge. Und die Engel mögen dich umschweben. Gute Nacht."

Damit machte er sich auf den Weg zu seinem entlegenen Quartier. Unterwegs wunderte er sich, daß er vergessen hatte, das Lied vom Tannenbaum zur Wegverkürzung anzustimmen. Aber nun lohnte es nicht mehr. Er war ja bald daheim.

VIII

Der tatkräftige Mensch soll nicht zu viel reflektieren, das befördert den Stumpfsinn," sprach am nächsten Morgen Ernst Eisenhart, nachdem er bereits eine halbe Stunde wach liegend sich vergeblich bemüht hatte, die Logik im Falle Vilmar-Eisenhart kontra Casparsen festzustellen. Damit gab er seinem inneren und äußeren Menschen einen Schwung, daß beide auf die Füße zu stehen kamen.

Durch das Fenster lachte die Frühlingssonne so einladend, daß dem Maler schwante, er werde es hinsichtlich der Arbeit heute mit einem überaus schwachen Adam zu tun haben. „Ha," dachte er, „wer davonwandern könnte, das Ränzel auf dem Rücken."

„Es ist ein Glück," brummte er vor sich hin, „daß ich dem Vilmar versprochen habe, nach ihm zu sehen. Das soll meiner Faulheit als Entschuldigung dienen."

Er ließ sich von Frau Trude den Morgenkaffee servieren, erkundigte sich, wie täglich, nach dem Befinden seines Vaters und schlenderte alsdann, mit vollen Zügen den blanken Sonnenschein genießend, in den Frühlingsmorgen hinein.

Er traf den Freund zu Hause und lockte ihn aus der Terpentinluft des Ateliers mit hinaus in den Hafen.

„Komm, mein Junge, es wird uns nichts schaden,

wenn wir uns mal ordentlich auslüften. Das wirkt aufs Herz und auch auf den Verstand. Und mich dünkt, wir haben jetzt beides nötig."

Vilmar ging willenlos mit, und Eisenhart bemerkte mit Befremden, wie sehr sich der Freund verändert hatte. Der sonst so elastische Schritt war einem matten Gange gewichen, den Körper hielt er vornübergebeugt, die Stirn lag in Falten. Nur die Augen hatten ein unruhiges Feuer behalten.

„Machen wir, daß wir Hamburg in den Rücken bekommen," entschied Eisenhart, und Vilmar stimmte gedankenlos bei, als er eine Dampferfahrt nach Blankenese vorschlug. So schwammen sie denn mit der ersten Gelegenheit die Elbe hinunter.

Während der Fahrt betrachteten sie beide mit der Aufmerksamkeit, die dem Maler eigen ist, die wechselnden Farbenstimmungen des Wassers, der Luft, die ab- und anfahrenden Ozeandampfer, die Uferszenerien und die verschiedenartigen Menschen. Nach und nach hatte auch Vilmar sein ganzes Interesse wiedergefunden. Er holte ein Skizzenbüchlein hervor und strichelte hinein, was er für wert hielt, festgebannt zu werden. Eisenhart folgte seinem Treiben mit sichtbarer Freude. Er konnte, wie er schon Fräulein Casparsen gegenüber geäußert hatte, keinen Menschen leiden sehen, und noch viel weniger einen alten Kumpan, der ihm im steifleinenen Hamburg die fröhliche Düsseldorfer Zeit verkörperte. Die augenblickliche Gespanntheit zwischen sich und Vilmar betrachtete er wie eine notwendige Kinderkrankheit, die einmal kommen muß, um den ganzen

Organismus für eine weitere Epoche zu reinigen und zu kräftigen.

Als der Dampfer Blankenese erreicht hatte, stiegen sie, als die einzigen an Land Gehenden, die unzähligen Stufen zum Süllberg empor und ließen sich in der hübschen Gartenwirtschaft nieder, das Elbpanorama zu Füßen. Lange schweiften ihre Blicke den majestätischen Strom hinauf und hinunter.

„Weißt du, was ich möchte?" brach plötzlich Bilmar das Schweigen.

„Sprich dich nur aus."

„Aber du müßtest mittun. Sonst würde nichts daraus."

„Dann mußt du dich schon deutlicher erklären."

„Eisenhart," sagte der andere und legte ihm die Hand auf den Arm. „Ich halte es in Hamburg jetzt nicht aus, wenigstens nicht unter diesen Umständen. Sprechen wir nicht näher darüber, du verstehst mich. Eisenhart, tu mir einen Gefallen. Sag ja und Amen, wie du schon so oft getan hast, wenn ich dich um etwas bat. Laß uns den Hamburger Staub auf ein paar Monate von den Füßen schütteln, laß uns auf Studienreise gehen. Sieh, das wird mir gut tun; da draußen werde ich mich erholen; hier werde ich verrückt."

„Das war sehr bündig gesprochen," bemerkte Eisenhart, „und der Plan könnte mich schon reizen. Aber es sind da doch noch verschiedene Haken, mein Junge."

„Das Geld kann ich dir vorstrecken."

„Seit ich mir mein eigenes Atelier errichtet habe, lass' ich mir nichts mehr vorstrecken, was ich nicht durch

ein Bild abverdienen kann. Abgesehen davon hätte ich ein paar hundert Mark auf der Hand. Die Haken sind aus anderem Kaliber."

„Unterhandeln wir, Eisenhart."

Der sah eine geraume Weile dem Rauch seiner Zigarre nach, bevor er seine Rede hervorholte.

„Laß uns deutsch sprechen, Vilmar, damit kommen wir am weitesten. Zunächst erörtern wir die Frage: weshalb willst du so plötzlich fort? Antwort: weil du an einer unsicheren Liebe laborierst. Du siehst, ich drücke mich vorsichtig aus. Weiter: weshalb ist dir so unendlich viel an meiner Begleitung gelegen, daß du lieber die ganze Reise aufsteckst, als mich in Hamburg zurückzulassen? Und die Antwort lautet: weil du meinem Verhältnis zu Fräulein Casparsen mißtraust, weil du eifersüchtig bist. Jaloux, nennen es unsere gebildeten Bauern. Und darin hast du recht. Nicht aufregen, bitte. Wir wollten deutsch sprechen. Wir kennen beide Fräulein Casparsen erst seit kurzem. Sie ist unbestritten das schönste Weib Hamburgs, aber das schließt auch in sich, daß sie stark auf die Phantasie wirkt. Von diesem Standpunkt betrachtet, hätte ich gegen eine längere Studienreise nichts einzuwenden, denn wir könnten fern von Madrid stille Einkehr in uns halten. Einer von uns beiden wird in der Verbannung vielleicht das Bild Helenens vergessen, wenn wir es nicht täglich vor Augen sehen; — vielleicht du, vielleicht auch ich. Das wollen wir dem Himmel anheimstellen. Und um auch die ersichtliche Probe darauf zu machen, könnten wir bei unserer ersten Bestimmung bleiben, die wir damals

bei deiner erstjährigen, unvergeßlichen Frühlingsbowle trafen: wer von uns während der Zeit das beste Bild malt, hat gesiegt. Dem hat die Liebe geholfen. Der andere aber —"

„Geht und klagt," fiel Vilmar lächelnd ein. „Ich hab' es wohl behalten."

„Freut mich, daß du den Humor wiederfindest. Das ist das beste Arkanum in den miserabelsten Lebenslagen. Na, also so weit wären wir auf demselben Wege. Bliebe nur noch eine große Hauptsache."

„Und das wäre?" fragte Vilmar besorgt. „Ich dächte, es wäre alles erledigt?"

„Gestatte, daß ich noch einmal den leidigen Geldpunkt berühre," fuhr Eisenhart fort. „Du willst vielleicht nach Italien, nach Spanien, nach Fez und Marokko deine Schritte lenken, überallhin, wo es rauschend, schön und teuer ist. Und dafür muß ich mich sowohl im Interesse meiner Börse wie im Interesse unseres Abkommens bedanken. Ich habe auf der einen Seite nur über einige hundert Mark zu verfügen. Ein größeres Kapital für ein noch zu malendes Bild ist mir zwar schon angewiesen, aber ich halte es dem gläubigen Besteller gegenüber nicht für gentlemanlike, das Geld zu verputzen, bevor ich nur die Leinwand gekauft habe. Das Ziel unserer Reise müßte demnach ein weltfernes Dorf sein, das uns ein großes Arbeitsfeld, aber wenig kostspielige Vergnügungen bereitet. Es ist mir sehr fraglich, wie sich der verwöhnte Herr Vilmar darein schicken wird. Nach der anderen Seite hin wäre es aber für dich ein leichtes, dich im Strudel der Ver-

gnügungen einige Monate hindurch auf Grund deines Geldsackes zu betäuben, um dich nachher fröhlich wieder als solcher zur Stelle zu melden, der nichts vergessen und nichts dazu gelernt hat. Dann könnte die Partie foot-ball von neuem losgehen. Und das will ich vermeiden. Es muß ein Ende gefunden werden."

„Ich will es auch," sagte Vilmar düster und stützte den Kopf in die Hände.

„Ich tue dir also den Gefallen und reise mit dir. Du brauchst dich mir gegenüber nur zu verpflichten, mit mir eine stille Oase in einer Wüste aufzusuchen, dich mit der geringsten Summe Geldes zu behaften und mit mir als Handwerksbursche zu leben. Wir kehren, mit Rousseau, zur Natur zurück. In den einfachsten Lebensgewohnheiten soll unser Körper sich stählen und unsere Seele sich klären. Das letztere ist die Hauptsache. Das Nest, das wir aufsuchen, muß so gottverlassen sein, daß wir uns mit rein nichts anderem beschäftigen können, als dem Andenken unserer Dame. Wer das nicht leid wird, der liebt sie wahrhaftig. Und im übrigen sollen unsere Bilder entscheiden, wer von ihr inspiriert ist. Sankt Lukas, hilf!"

„Einverstanden," versetzte Vilmar kurz. „Ich werde mich strikt nach dir richten. Was meinst du zu Holland? Wir benutzen einen Küstendampfer."

„Nicht schlecht," nickte Eisenhart. „Ich habe mir erzählen lassen, daß in der Haarlemer Gegend idyllische Dörfchen lägen, nahe am Meeresstrand."

„Bleiben wir dabei," versetzte Vilmar, „und da wir ohne Komfort reisen, so könnten wir ja heute abend

schon den Anker lichten. Deine Feldstaffelei wird wohl in Ordnung sein. Wir machen eine Seepartie bis Rotterdam und begeben uns nachher zurück nach Haarlem."

„Brrr —" lachte Eisenhart, „gehst du schon durch? Eine Galgenfrist von vierundzwanzig Stunden ist das wenigste, was ich beanspruche. Ich habe sowohl im Königschen wie im Casparsenschen Hause eine Abschiedsvisite zu machen. Wir können doch nicht kommen und verschwinden und wiederkommen wie die Haulermännchen."

„Gut, fahren wir jetzt sofort in den Hafen und belegen Kajütenplätze. Hoffentlich finden wir einen der Küstenschrammer; sie sind billiger."

„Das wäre mir durchaus nicht unangenehm," versetzte Eisenhart. „Denn der Mammon ist eine seltene Materie." —

Als sie gegen Mittag im Hamburger Hafen landeten, machten sie sich gleich auf die Suche nach einer passenden Fahrgelegenheit, und sie hatten das Glück, einen kleinen Radkasten anzutreffen, der am nächsten Abend acht Uhr nach Rotterdam unter Dampf gehen wollte. Er besaß nur eine Passagierkajüte, da er auf Personenverkehr nicht eingerichtet war.

„Desto besser," schmunzelte Eisenhart, „so fahren wir doch wenigstens erster Klasse."

Mynheer Kapitän grinste und drehte ihnen nach Erledigung des Geschäftes gleichgültig den Rücken zu.

„Das ist die passende Gelegenheit für uns, mein lieber Vilmar," sagte der Maler und deutete mit dem

Kopf auf den Seebären. „Der verschluckt sich lieber, als daß er ein überflüssiges Wort von sich gibt.“

Sie ließen sich an Land rudern und bestellten Auslandspässe. Dann speisten sie in einem Restaurant zu Mittag, nachdem sie sich durch einen Boten zu Hause abgemeldet hatten. Es wollte Eisenhart scheinen, als ob der andere ihn während ihres Hierseins nicht mehr aus den Augen zu lassen gedächte. Aber er lachte gutmütig über des Gegners Ängstlichkeit, der seine Mitmenschen alle mit dem gleichen egoistischen Makel behaftet hielt. Das Essen war vortrefflich, und bei einer Flasche guten Rheinweins ließ sich das Projekt vorzüglich überlegen und zergliedern. Nach einigen Stunden hatten sie es endgültig dadurch festgestellt, daß man zum Schluß einfach die alten Vorschläge Eisenharts sanktionierte. Die verlängerte Sitzung kam auf Konto des Weines, der alte Wandererinnerungen aufblühen ließ und die Jugendlust schürte.

„Weißt du was, mein Junge,“ meinte endlich Eisenhart und zog die Uhr, „es ist gerade Besuchstunde. Begleite mich zu meiner Cousine König. Vielleicht treffen wir Fräulein Casparsen dort an und verabschieden uns in Bausch und Bogen. Was man tun will, soll man sofort tun.“

Eisenhart hatte richtig vermutet. Fräulein Casparsen weilte bei ihrer Freundin Tina. Sie hatte die junge Dame in einem Zustande großer Erschöpfung angetroffen, die Tina auf das viele Tanzen schob, aber ihrem weltklugen Auge war es nicht entgangen, daß das Leiden anderer Natur sei. Da aber Tina gleich

von dem Gegenstand absprang, als ob er ihr peinlich wäre, so hatte Helene für heute eine vertraulichere Untersuchung fallen gelassen. Sie plauderten wie zwei Damen der guten Hamburger Gesellschaft über Wetter und Toiletten, ließen den gestrigen Ballabend Revüe passieren und wollten sich gerade wieder voneinander verabschieden, als die beiden Maler gemeldet wurden.

Tina sah die Freundin fragend an, doch diese nickte ihr lächelnd zu.

„Nimm sie nur an. Ich bleibe noch ein wenig, um dich krankes Häschen in der Konversation etwas zu unterstützen."

Darauf ließ Tina die beiden Herren bitten, die gleich eintraten.

„Meiner Treu," sagte Eisenhart und blieb auf der Schwelle stehen, „da nennt man uns Maler so oft arme Pechvögel. Und doch sind wir in diesem Augenblick die glücklichsten Menschenkinder. Was gäben wohl unsere Herren darum, wenn sie jetzt mit uns tauschen dürften?"

„O, sie würden nicht viel gewonnen haben," entgegnete Helene und reichte ihm die Hand. „Unser Liebling dort will mir gar nicht recht gefallen."

„Wie? Die Tina?" fragte Eisenhart schnell und trat zu seiner Cousine, die sich beim Eintritt der Herren nicht von ihrem Sessel erhoben hatte. „Was ist denn das, Kindchen, du wirst uns doch nicht den Schmerz antun wollen, krank zu werden?"

Er streichelte ihre heißen Händchen und sah sie mit herzlicher Teilnahme an.

„Ach was," erwiderte sie energisch, „ich werde mich schon nicht unterkriegen lassen."

Inzwischen hatte Vilmar Fräulein Casparsen mit einer tiefen Verbeugung begrüßt.

„Welch glücklicher Zufall," begann er. „Ich war auf dem Wege, mich von Ihnen zu verabschieden."

„Sie wollen Hamburg verlassen?" fragte sie erstaunt. „Gefällt es Ihnen hier nicht mehr?"

Er schüttelte den Kopf und sah vor sich nieder. Dann richtete er seine Augen ernst auf sie.

„Nein, so kann es mir hier nicht gefallen. Ich würde täglich etwas suchen, was ich nicht finden würde."

„Und Sie glauben es draußen leichter zu finden?"

„Ich will wenigstens versuchen, Ruhe und — Geduld zu finden."

„Tun Sie das," entgegnete sie. „Man soll sich vor einer ernsten Lebensfrage stets erst prüfen."

„Werden Sie dasselbe tun, Fräulein Casparsen?" gab er hastig zurück.

„Ja," erwiderte sie. „Vernünftige Menschen sind sich das wohl schuldig."

Damit wandte sie sich Fräulein König zu und sagte gesprächsweise: „Herr Vilmar will uns verlassen. Er gedenkt sich auf eine längere Studienreise zu begeben."

„Und ich," fügte Eisenhart hinzu, „folge dem Wort der Schrift, welches besagt: Gehe hin und tue desgleichen."

„Auch Sie?"

„Du, Ernst?"

Es kam wie aus einem Munde, dort wie ein Vorwurf, hier wie eine Erlösung.

„Aber das ist ja ein regelrechtes Komplott," kam es über Fräulein Casparsens Lippen.

„O nein," unterbrach Tina sie schnell, „es wird für Ernst gut sein."

Eisenhart blickte ruhig von einer zur anderen.

„Die Damen haben mit ihrem scharfen Auge beide das richtige getroffen. Es ist in der Tat ein Komplott, und ich hoffe auch, daß eine gemeinsame Studienreise mit Vilmar mir sehr gut tun wird."

„Sie wollen zusammen reisen?" fragten die Damen überrascht.

„Gewiß," nickte Eisenhart, „und darin besteht eben das Komplott. Wir haben nämlich," sagte er vor sich hinlächelnd, „ein Geheimnis miteinander, welches aber so kostbar ist, daß es auf die Dauer nur einer ganz und ungeteilt besitzen darf. Das Geheimnis hat uns eine Fee verliehen, doch traut sie uns beiden nicht recht und hat uns deshalb eine Probezeit auferlegt. Darum ziehen wir wie die Anachoreten in die Wüste, um dort, fernab vom Marktgetriebe, unter Beten und Fasten das wahre Heil zu erwarten."

Eine tiefe Stille herrschte in dem kleinen Salon. Jeder wußte, was Eisenharts Worte besagen wollten. Helene Casparsen sah aus tiefen, meergrünen Augen den Sprecher unverwandt an. Tina König war um eine Nüance blasser geworden. Doch raffte sie sich bald auf und meinte freundlich, den Herren Plätze anweisend: „Ich wünsche Ihnen alles Glück. Kommen Sie gesund und fröhlich wieder."

„Eigentlich möchte ich jetzt meine Reise verschieben,"

erwiderte Eisenhart gedehnt. „Der Gedanke, ein krankes Cousinchen zurückzulassen, will mir nicht recht behagen.“

„Das würde ich nicht dulden,“ entgegnete sie. „Auf mich sollst du überhaupt keine Rücksichten nehmen, nie, nie.“

Sie stieß es fast heftig hervor, und ihre Wangen erhielten Farbe.

„Aber weshalb denn so ungnädig, Tina?“

„Ich bin nicht ungnädig zu dir, Ernst, gerade das Gegenteil. Du weißt, daß ich mir vorgenommen habe, dich ein wenig zu bemuttern —“

„Was? Mich? Bemuttern?“

„Weil du ein großes Kind bist. Sieh mich nur noch so grimmig an. Du bist im stande, anderen Leuten dein Glück zu opfern, wie du mir, wenn ich wirklich krank würde, deine Studienreise opfern würdest, nur um aus deinem großen Kinderherzen heraus so recht wohltun zu können. Und das leid' ich nicht. Außerdem bin ich gar nicht krank. Ich gebe dir mein Wort darauf.“

Der große Maler war über und über rot geworden.

„Was du da sagst, Tinchen,“ begann er nach einer Pause, „das paßt viel besser auf dich als auf mich. Aber wenn es deinem mütterlichen Gefühl für mich eine Beruhigung ist, so erkläre ich dir, daß dein Vetter Ernst Eisenhart um ein Glück, das er für ein Lebensglück erkennt, zu kämpfen und zu werben wissen wird, ohne Rücksicht auf die Gefühle der gesamten Menschheit.“

Wieder herrschte ein beklommenes Schweigen, bis

Helene Casparsen unvermittelt bat, die Reisepläne vorzulegen.

„Wo gedenken Sie vor Anker zu gehen, meine Herren?"

Die beiden Maler entwickelten ihr Programm, und als Eisenhart betonte, daß er sich mit Rücksicht auf seine Kasse ausbedungen hätte, ein Handwerksburschenleben in der Fremde zu führen, da war mit einem Schlage eine gemütliche Stimmung geschaffen.

„Das ist eine herrliche Idee!" riefen die Freundinnen entzückt, und Helene setzte mit übersprudelnder Laune hinzu: „Wenn wir doch mitmachen könnten."

„Mitmachen? — Hm — das dürfte etwas kompliziert werden. Wo man zwei brave Handwerksburschen duldet, da duldet man noch kein ganzes Rudel. Man nennt das eine Landplage."

„Sehr schmeichelhaft für uns," warf Helene ein. „Eine Landplage."

„Klingt Männerplage schöner?" gab er neckend zurück. „Aber Scherz beiseite, trotzdem ließe sich ein Modus finden, die Reise zu viert zu machen."

„Wollen Sie uns in die Tasche stecken oder unter Ihren großen Hut?"

„Ich habe nur den einen Kalabreser," entgegnete Eisenhart, „und den werden Sie mir nicht ruinieren wollen. Aber wie wäre es, wenn wir eine Korrespondenz einrichteten, lose Tagebuchblätter, herüber und hinüber?"

„Famos, bilden wir ein Kränzchen, damit die Reiseberichte und Dankesbriefe zirkulieren können und Gemeingut sind. Wie taufen wir den Bund?"

„Zukunftsträume," sagte Vilmar, er hatte sich kaum an der Unterhaltung beteiligt.

„Das schmeckt zu sehr nach Sozialpolitik, lieber Junge, à la Zukunftsstaat."

„Hamburger Allerlei," meinte Helene Caspersen.

„Hamburger Kinderei," verbesserte Tina.

„Ich glaub' wahrhaftig, die Tina hat recht," versetzte Eisenhart. „Ich hätte höchstens vorzuschlagen: Klub für bessere Handwerksburschen beiderlei Geschlechts. Wenn Ihnen das nicht zu lang ist."

„So viel Zeit habe ich gar nicht, um täglich den Namen auszusprechen," wehrte Fräulein Caspersen lachend. „Übrigens kommt es ja nicht auf den Namen an, sondern auf die Gesinnung."

„So taufen wir ihn: die Verbindung der Gesinnungstüchtigen, meine Herrschaften. Verbindung — das hat so was Anheimelndes, so was Trau — liches —"

„Au, au," riefen die Zuhörer und baten um schleunigsten Schluß.

„Und die Gesinnungstüchtigkeit!" fuhr er unbeirrt fort, „die soll sich ja gerade beweisen. Ich schlage deshalb den Namen als das passendste Firmenschild vor. Bitte die Hand zu heben, wer dafür ist."

„Einstimmig," sagte er befriedigt. „Somit wäre die erste Sitzung unserer — hm — Verbindung — eröffnet und geschlossen. Denn wir müssen zu unserer Betrübnis jetzt scheiden. Eine Scheidung gleich nach der Verbindung — ein böses Omen. Aber man muß Gott für alles danken. Leben Sie wohl, meine Damen."

„Ich schlage vor, wir verabschieden uns auf dem

Dampfer," rief Fräulein Casparsen der Freundin zu, und diese nickte beistimmend.

„Ich werde Papa bitten, uns zu begleiten. Dann kann er sich auch gleich von seinem Neffen verabschieden."

„Wie fahren Sie?" fragte Helene.

„Erster Kajüte," beeilte sich Eisenhart zu antworten, „so bequem wie möglich."

„Ich meinte natürlich, mit welcher Linie Sie fahren," entgegnete sie. „Aber," fragte sie lächelnd, „ist das die gepriesene Handwerksburschenmanier, erster Kajüte zu reisen? Wir kommen Ihnen da schon gleich auf Ihre Schliche."

„Wenn ich sagte," verteidigte sich der Maler, „erster Kajüte, so hätte ich wohl hinzusetzen müssen und ‚einziger'. Denn es ist die einzige Koje, die unser stolzer Ozeanschwan besitzt. Und wenn wir uns in den Verschlag, darin sonst der Kapitän wohl seine Wäsche aufbewahrt hat — immer vorausgesetzt, daß er keinen Gummikragen trägt —, wenn wir uns darin niederstrecken, so können wir mit gehobenem Bewußtsein ausrufen: Keine Götter neben mir! Und das will viel heißen."

„Aber das ist ja schrecklich!" wehrte Helene Casparsen, „wie können Sie nur ein solch jammerhaftes Vehikel wählen?"

„Wenn man mit ihm fährt, so hat man was fürs Geld," erwiderte Eisenhart gelassen.

„Wieso denn das?"

„Nun, der Arzt hat ihm alle jugendlich raschen Bewegungen aufs nachdrücklichste untersagt, da sie bei

seinem Alter seinen Tod bedeuten könnten. Deshalb nimmt sich der gute alte Dampfer recht hübsch Zeit und verwendet weitere vier bis fünf Tage seines Lebens darauf, um die Küste entlang bis gen Rotterdam zu schlendern."

„Nein," sagte Tina bestimmt, „damit wird nicht gefahren. Gib mir deine Hand, Ernst, du versprichst es mir. Das ist ja eine lebensgefährliche Gelegenheit."

„Beruhige dich, Tinchen," besänftigte sie Eisenhart. „Wir haben die Plätze bereits gemietet, und bevor ich mein mühsam mit Verkennung und Unterdrückung alles Menschlichen verdientes Geld — denk an die Austern — im Stich lasse, lieber veranstalte ich zur Belustigung der Küstenbewohner mit unserem braven Dampfer ein Wetttauchen, wenn er absolut auf Grund will. Aber du sollst sehen, er trägt uns ohne Anstrengung hinüber. Maler sind eine leichte Ware."

Dann besprachen sie noch gemeinsam die Stunde, in der sie auf Deck zusammentreffen wollten, und nahmen für heute Abschied.

„Aber rote Backen mitbringen, Tina, oder ich bleibe hier."

„Du hast mich schon gesund geplaudert."

„Gott sei Dank, da hätte ja mein loser Mund mal was Gutes angerichtet. Das ist eine Rarität."

„Auf Wiedersehen, Fräulein Casparsen," vernahm er hinter sich im förmlichsten Ton Vilmars Stimme, und er empfahl sich von Helene ebenfalls mit tiefer Verneigung. Aber ihr Auge ruhte fest in dem seinen, als er den Kopf erhob.

Fräulein Caspersen blieb aufrecht am Fenster stehen, solange sie den sicheren Schritt Eisenharts zu hören glaubte. Dann wandte sie sich langsam zu Tina.

„Denke dir, ich fühle mich auch mit einem Male so matt, so ganz sonderbar matt. Das kann doch nicht von dem bißchen Tanzen kommen?“ —

IX

Die beiden Maler waren an Bord gekommen und hatten ihr weniges Reisegepäck in der Kajüte verstaut. Dann stiegen sie auf Deck zurück und lugten scharf aus durch die Schiffsgassen. Es war kurz vor acht Uhr, als ein Boot herangeschossen kam, in dem sie sofort die hellen Toiletten der Damen bemerkten. Ein Winken hüben und drüben, das Boot legte mit kurzem Ruck längsseits an, und unter Assistenz der Herren erkletterten Fräulein Casparsen sowie Herr König und Tina die herabgelassene Treppe.

„Da wären wir ja bei unseren Auswanderern," stöhnte der alte Herr. „Nun bedankt euch mal bei mir, ihr Herren, daß ich euch solch eine seltene Ladung an Bord geleite. Aber vier schöne Augen vermögen selbst aus einem Hamburger Handelsherrn einen Ritter zu machen. Steward, treten Sie mal näher."

„Der Herr befehlen?"

„Wann sticht das Schiff in See?"

„Es kann noch gut ein paar Stunden währen."

„Eile mit Weile. Das scheint mir hier sehr gut angebracht. Aber haben Sie etwas Kühlendes? Das Klettern hat warm gemacht."

„Einen sehr vorzüglichen Sekt zu empfehlen."

„Marke?"

„Die Marke ist abgegangen. Aber der Kapitän trinkt ihn an Sonntagen."

„So? Dann wird er auch für uns gut genug sein, nicht wahr? Also bringen Sie mal davon."

Der Steward schleppte hurtig ein paar Flaschen herbei und besorgte Gläser und einige Feldstühle.

„Gruppiert euch, Kinder," meinte der alte Herr jovial, „mitgegangen, mitgefangen."

Aber trotz des Sonntagsfestes wollte die Heiterkeit nicht durchgreifen. Man trank sich wohl fröhlich zu und ließ einige Scherzworte vom Stapel, aber sie kamen nicht von Herzen und verfehlten deshalb ihre Wirkung.

„Das reine Begräbnis," knurrte Eisenhart.

Es klang ihnen allen wie eine Erlösung, als die Dampfpfeife ertönte und die Glocke zur Abfahrt läutete.

„Klar zum Gefecht," kommandierte Eisenhart. „Der alte Bursche von Radkasten hat sich gesputet. Er will sich vor den schönen, jungen Damen ein Air geben."

Der Handelsherr schüttelte den Malern kräftig die Hand und kletterte als erster ins Boot zurück, um die Damen in Empfang zu nehmen. Eisenhart küßte Helene Casparsen die Hand und trat zurück, um Vilmar Raum zu geben. Und während dieser sich in erregten Worten verabschiedete und dann der Dame half, die Falltreppe zu besteigen, hatte Eisenhart schnell den Arm um Tinas Schultern gelegt, und ihr treuherzig in die Augen blickend, sagte er: „Ich habe dir viel zu danken, mein guter Kamerad. Gib mir ein Andenken an die Heimat."

Sie erwiderte nichts, ihre Schultern schauerten leise unter seiner Hand.

Da küßte er sie herzlich auf den Mund.

„Ha!“ machte hinter ihnen der Steward mit Überzeugung, kehrte sich ab und wischte sich den Mund. Tina war bei dem kurzen Ton zusammengeschrocken. Dann errötete sie und schritt schnell zur Treppe.

„Adieu, Ernst, gute Reise.“

„Auf Wiedersehen, Cousinchen Tina. Und vergiß mich nicht.“

Sie schüttelte den Schwarzkopf und schwang sich fest und graziös ins Boot. Während der Bootführer abstieß, ächzten und krächzten die Ankerketten, der Anker wurde eingeholt, und unter tönendem Hurra der beiden Maler setzte sich das Schiff gemütlich in Bewegung. Die Damen im Boot ließen ihre Tücher flattern, bis der Dampfer sich aus dem Hafen herausgewunden hatte. Die Trennung war vollzogen.

Mit zuckendem Munde wandte sich Vilmar zu Eisenhart und zeigte ihm ein bleiches Gesicht. Der wollte ihm sanft zureden, aber plötzlich fühlte er sich mit eisernem Griff an der Brust gepackt.

„Ich möchte dich hinabstürzen, da hinab, da hinab,“ drang es röchelnd aus des Fassungslosen Kehle.

„Das wäre ein schlechter Reiseanfang, Dietrich,“ begütigte ihn der Freund und löste sich von dem umklammernden Griff. „Sei ein Mann, zeig Kaliber, mir ist es doch auch nicht besser ums Herz.“

Tränen in den Augen, sank der Erregte auf Deck nieder, und Eisenhart setzte sich zu ihm und sprach auf

ihn ein und deutete auf die landschaftlichen Schönheiten, die unter dem aufsteigenden Vollmond ihre Reize entschleierten.

Das half. Der Maler in ihnen wurde lebendig. Und nun beredeten sie ihre Arbeiten und entwarfen Skizzen in die Luft und tauchten ihre Pinsel in das schimmernde Mondlicht. Teufelsbrücke und Blankenese zitterten vorüber wie stille Märchen.

Nach Mitternacht erst suchten sie ihr Lager auf, und als sie erwachten, war es bei schönstem Sonnenaufgang auf hoher See.

„Na, na, wohin so eilig,“ lachte Eisenhart hinter dem Freunde her, als dieser plötzlich wie ein Pfeil an ihm vorüber aus der Kajüte schoß, um das freie Deck zu erreichen. Aber er erhielt keine Antwort. Das Schiff schudderte gewaltig, und die Maschine stieß wie toll. Da machte auch Eisenhart ein ernstes Gesicht, und ohne seine Toilette zu vervollständigen, folgte er errötend des Freundes Spuren.

„Man kann nie mit zu wenig Gepäck reisen,“ bemerkte er nach einer Viertelstunde tief aufatmend, als er mit Vilmar zum Kaffee niedersaß. Dann musterten sie gegenseitig ihre gespensterhaften Gesichter.

„Wenn ich behaupten wollte, du sähest aus wie ein Adonis, müßt' ich lügen,“ erklärte Vilmar als Ergebnis seines Studiums.

„Und dich könnte man ruhig als Trauerfahne halbmast hissen.“

„Dann hätten wir uns ja beide nichts vorzuwerfen.“

„Wir reisen eben inkognito,“ meinte Eisenhart trocken.

Den ganzen Tag über saßen sie auf Deck, strichelten in ihre Skizzenbücher und rauchten Zigarren. Kurz nach Mittag passierten sie Helgoland, das rechts von ihnen auftauchte und mit der Wacht am Rhein von ihnen begrüßt wurde. Dann schubberte der Radkasten gemächlich weiter. Am Abend nahmen sie bei einer Flasche Bier den ersten holländischen Unterricht durch den Steward entgegen, der sich aber bald in einer solchen Kette holländischer Fluch- und Schimpfworte niedrigster Gattung bewegte, daß Eisenhart für sich und im Namen des Freundes feierlich Verzicht leistete, da sie mit dieser Blütenlese nicht einmal im Hamburger Hafen bestehen zu können behaupteten.

Bis zum zweiten Abend hatten sie glücklich die Höhe von Amsterdam erreicht. Der Dampfer stoppte ermattet, um am nächsten Morgen seine Reise fortzusetzen. Jetzt änderte sich die Szenerie. Leuchtende Tulpen- und Hyazinthenfelder erstreckten sich, so weit das Auge reichte, die Küste entlang und ins Land hinein. Es war ein Schwelgen in allen Farbenstimmungen. Dann beobachteten sie die scharfe Wasserscheide zwischen der grünen See und dem gelben Flußwasser und bekamen endlich am Nachmittage Rotterdam in Sicht. Der Kapitän hatte es auf der ganzen Fahrt nicht für nötig befunden, ein Wort an seine Fahrgäste zu verschwenden. Nur jetzt, kurz vor Rotterdam, reichte er ihnen ein altes Zeitungsexemplar, um doch seiner Pflicht als Gentleman zu genügen. Aber Eisenhart bat ihn, es nur allein auswendig zu lernen.

Der Zollbeamte kam an Bord und bat um Einsicht

ihn ein und deutete auf die landschaftlichen Schönheiten, die unter dem aufsteigenden Vollmond ihre Reize entschleierten.

Das half. Der Maler in ihnen wurde lebendig. Und nun beredeten sie ihre Arbeiten und entwarfen Skizzen in die Luft und tauchten ihre Pinsel in das schimmernde Mondlicht. Teufelsbrücke und Blankenese zitterten vorüber wie stille Märchen.

Nach Mitternacht erst suchten sie ihr Lager auf, und als sie erwachten, war es bei schönstem Sonnenaufgang auf hoher See.

„Na, na, wohin so eilig,“ lachte Eisenhart hinter dem Freunde her, als dieser plötzlich wie ein Pfeil an ihm vorüber aus der Kajüte schoß, um das freie Deck zu erreichen. Aber er erhielt keine Antwort. Das Schiff schudderte gewaltig, und die Maschine stieß wie toll. Da machte auch Eisenhart ein ernstes Gesicht, und ohne seine Toilette zu vervollständigen, folgte er errötend des Freundes Spuren.

„Man kann nie mit zu wenig Gepäck reisen,“ bemerkte er nach einer Viertelstunde tief aufatmend, als er mit Vilmar zum Kaffee niedersaß. Dann musterten sie gegenseitig ihre gespensterhaften Gesichter.

„Wenn ich behaupten wollte, du sähest aus wie ein Adonis, müßt' ich lügen,“ erklärte Vilmar als Ergebnis seines Studiums.

„Und dich könnte man ruhig als Trauerfahne halbmast hissen.“

„Dann hätten wir uns ja beide nichts vorzuwerfen.“

„Wir reisen eben inkognito,“ meinte Eisenhart trocken.

Den ganzen Tag über saßen sie auf Deck, strichelten in ihre Skizzenbücher und rauchten Zigarren. Kurz nach Mittag passierten sie Helgoland, das rechts von ihnen auftauchte und mit der Wacht am Rhein von ihnen begrüßt wurde. Dann schuddderte der Radkasten gemächlich weiter. Am Abend nahmen sie bei einer Flasche Bier den ersten holländischen Unterricht durch den Steward entgegen, der sich aber bald in einer solchen Kette holländischer Fluch- und Schimpfworte niedrigster Gattung bewegte, daß Eisenhart für sich und im Namen des Freundes feierlich Verzicht leistete, da sie mit dieser Blütenlese nicht einmal im Hamburger Hafen bestehen zu können behaupteten.

Bis zum zweiten Abend hatten sie glücklich die Höhe von Amsterdam erreicht. Der Dampfer stoppte ermattet, um am nächsten Morgen seine Reise fortzusetzen. Jetzt änderte sich die Szenerie. Leuchtende Tulpen- und Hyazinthenfelder erstreckten sich, so weit das Auge reichte, die Küste entlang und ins Land hinein. Es war ein Schwelgen in allen Farbenstimmungen. Dann beobachteten sie die scharfe Wasserscheide zwischen der grünen See und dem gelben Flußwasser und bekamen endlich am Nachmittage Rotterdam in Sicht. Der Kapitän hatte es auf der ganzen Fahrt nicht für nötig befunden, ein Wort an seine Fahrgäste zu verschwenden. Nur jetzt, kurz vor Rotterdam, reichte er ihnen ein altes Zeitungsexemplar, um doch seiner Pflicht als Gentleman zu genügen. Aber Eisenhart bat ihn, es nur allein auswendig zu lernen.

Der Zollbeamte kam an Bord und bat um Einsicht

in die Effekten, was dem holländischen Staat seitens der deutschen Maler die Summe von dreißig Cents und den deutschen Malern seitens des holländischen Staats ein mitleidiges Achselzucken eintrug. Dann gingen sie, um sich vermittelst eines kleinen Dampfers an Land setzen zu lassen. Vilmar zog kurz den Hut gegen den bärbeißigen Kapitän, Eisenhart aber schritt auf den Alten zu, drückte ihm die Hand und sagte herzlich: „Greut dien Großmudder.“ Der Dampfer trug sie schon dem Land entgegen, ehe sich der Kapitän von seinem Erstaunen so weit erholt hatte, um ihnen durch die hohle Hand etwas zuzurufen, was kein Gruß war, aber in dem holländischen Unterrichtskursus des Stewards so häufig figuriert hatte, daß es den jähen Schluß der Belehrungen herbeigeführt hatte.

Im Hafen übergaben sie einem der herbeistürzenden Dienstleute ihr Gepäck und ließen sich zu einer kleinen, sauberen Kneipe führen.

„Wir reisen inkognito,“ beruhigte Eisenhart wiederholt den protestierenden Freund, der ein besseres Logis wünschte. „Für Handwerksburschen ist das Haus beinahe vornehm.“

Da der Abend nicht weit war, so ließen sie sich gleich ein kräftiges Nachtessen zubereiten und suchten bald ihr Lager auf, um nach den See- und Kajütenstrapazen ungewiegt zu entschlummern. Beim Erwachen fanden sie einen scheußlichen Landregen vor.

„Aha, holländisches Normalwetter,“ brummte Vilmar verdrießlich.

„Verwünscht,“ fluchte Eisenhart, „da habe ich natür-

lich meinen Regenschirm zu Haus in Hamburg gelassen."

„Glaubst du, ich vielleicht nicht?" knurrte der andere und blickte resigniert zu dem wolkengrauen Himmel auf.

„Tröste dich," meinte Eisenhart, „morgen vertauschen wir Rotterdam mit Haarlem, und übermorgen sind wir in unserem Tulpendorf; Heemstede heißt das Ding. Dort spannen wir unseren Malschirm auf, wenn es gießt. Hier drücken wir uns im Museum und in den Kirchen herum, bis der liebe Gott ein Einsehen hat. Komm, es sollen ganz vortreffliche Franz Hals im Museum hängen."

Nach einigen Kreuz- und Querzügen durch die Stadt fanden sie sich zum Museum zurecht, und vor den saftvollen Gemälden von Hals vergaßen sie beide, daß sie bis auf die Haut durchnäßt waren. Der Künstlerenthusiasmus brach sich siegreich Bahn, und mit ihm der Humor. Vor allem Vilmar erschien wie ausgewechselt. Er verlangte, als sie wieder die Straßen durchirrten, stürmisch ins Volkslogement, wie es sich für echte Handwerksburschen zieme, um dort für wenige Cents ein Mittagessen einzunehmen. Ein Schutzmann wies sie mit mißtrauischem Blick zurecht.

Am anderen Morgen fuhren die Freunde nach Amsterdam. Da aber noch immer der Regen niederströmte, so verzichteten sie auf den Besuch der Stadt und nahmen sich vor, ihn bei besserem Wetter nachzuholen. In Haarlem angelangt, erging es ihnen nicht anders. Bei einem Glase Grog kamen sie überein, am nächsten Tage zuerst ihr dörfliches Quartier aus-

zumachen, um von dort aus je nach Bedarf und Gelegenheit ihre Streifzüge einzurichten.

Ihre Wäscheranzen rechts, ihre Malutensilien links übergehängt, die zusammengeschraubten Feldstaffeleien und Feldstühle unterm Arm, zogen sie bei Sonnenaufgang fürbaß. Es war der erste schöne Tag in Holland, und die Natur schien alles nachholen zu wollen, um die Gemüter der beiden Reisenden zufrieden zu stellen. Die Tulpenfelder wogten und glühten, die Hyazinthenplantagen sandten ihre berauschenden Düfte in die Luft. Dabei ein Friede wie in der Kirche.

Schweigend schritten sie nebeneinander hin, und es wurde ihnen ganz feierlich zu Mute Keiner von ihnen gedachte mehr seiner Herzenskämpfe. Die Schönheit der Natur wog alle Menschennot auf.

Am Horizont tauchte ein altes, verfallenes Kastell auf, von Baumgruppen umgeben. Bauernhöfe erstreckten sich ringsum. Ein silberner Bach zog einen Streifen die Wiesen entlang. Dort war auch Heemstede, das Ziel der Wanderung. Rüstig marschierten sie der lockenden Oase entgegen.

Das alte Schloß war malerisch gelegen. Noch standen ganze Teile des Gemäuers fest, und ein hochgewölbtes Tor mit einem in Stein gehauenen Wappenschild lud zur Besichtigung ein. Und sie ließen sich nicht lange bitten, die Jünger des heiligen Lukas. Sie ergriffen Besitz von dem Platze und genossen die Fernsicht, die über die Tulpen- und Hyazinthenfelder den Blick hinausführte in die braunen Dünen und weiter bis zum ewigen Weltmeer.

„Hier laß uns Hütten bauen," sagte Eisenhart mit leiser Stimme, und der andere nickte.

Eine Stunde darauf waren sie beide wortlos bei der Arbeit, eine sonnengetränkte Farbenstudie zu malen.

Als sie nach einer guten Weile aufschauten, sahen sie einen Mann in bäuerlicher Tracht neben sich stehen, der voll Verwunderung auf ihr Treiben blickte. Er lüftete zum Gruß die Mütze und schien einer Unterhaltung nicht aus dem Wege gehen zu wollen.

„Wohnen Sie hier, Mynheer?" fragte Eisenhart freundlich und gestikulierte so lange mit Kopf und Händen, bis ihn der biedere Landmann verstanden hatte. Er nahm seine Tonpfeife aus dem Munde, spuckte und deutete mit dem abgebissenen Tonstummel auf das Gehöft, das dem Schlosse zunächst lag.

„Logement?" inquirierte der Maler weiter, machte die Bewegungen des Essens und Schlafens und beschrieb über sich und Vilmar einen Kreis, der besagen sollte: für uns beide.

Der Bauersmann zuckte die Achsel, worauf Eisenhart zu ihm trat und ihm gemütlich auf die Schulter klopfte. Da grinste der Gute und winkte mit dem Kopfe, daß sie sich sein Besitztum ansehen möchten. Sie packten ihre Gerätschaften zusammen und folgten ihrem Führer.

Das Gehöft umschloß ein weitläufiges Haus aus gebranntem Ziegel. Das ganze Erdgeschoß war für den Kuhstall hergerichtet, in dem ein Dutzend wohlgepflegter Wiederkäuer an der Kette lagen. Überall war es peinlich sauber, und die Freunde entdeckten mit Vergnügen, daß der Raum der Familie auch als Speise-

saal diene. Denn auf der einen Seite befand sich ein massiver eichener Tisch mit ebensolchen Stühlen und Melkschemeln. Über dem Stall lagen die Schlafgelegenheiten der Bauersleute und die Staatsstube, die aber selten benutzt wurde, da sich das Familienleben meist in dem warmen und blitzblanken Kuhstall abspielte. Auch in der Staatsstube stand ein ungeheures Bett von schwindelnder Höhe. Das Ding war für Familienbesuch eingerichtet, hatte Flügeltüren, Börter und Schubkästen, und von der Decke herab hing ein sinnreicher Apparat, eine Art Flaschenzug, um sich vermittelst desselben bequem in die Kissenberge hinein und wieder hinaus zu bugsieren. Auf den Börtern prangten als Nippes Stiefelknecht, Wichszeug und Topfpflanzen, blühende Blumen und lange Tonpfeifen, ein geschmackvolles Gemisch von Poesie und unentbehrlicher Prosa.

Der Bauer hatte seine Frau gerufen, ihr die Fremden gezeigt und so lebhaft, wie es einem holländischen Gemüt möglich, in die saubere Ehehälfte hineingesprochen. Diese schien sich zwar schaudernd gegen den Gedanken zu wehren, fremdländische Einquartierung in ihr Staatsbett zu legen, als ihr Blick aber auf Eisenhart fiel, der ihr freundlich zulächelte, da gab sie ihrem holländischen Herzen einen Stoß und knickste.

Die Parteien wurden bald handelseinig. Der Preis für das Zimmer war nicht gerade niedrig, aber auch nicht so übermäßig hoch, daß Eisenharts Kasse sich allzu schmerzlich dagegen aufgebäumt hätte. Er hoffte, den Ausfall durch sparsame und naturgemäße Ernährung — und dabei warf er einen schmunzelnden Blick auf

die gestrafften Euter des glatten Hornviehs — wieder wettmachen zu können. Sie zählten die Guldenstücke ab, die Frau brachte zur Bekräftigung des Vertrags ein paar Gläser schäumender Milch und der Mann zwei frische, vollgestopfte Tonpfeifen.

Von diesem Augenblicke an benutzten die Maler jede Gelegenheit, sich in der holländischen Sprache zu vervollkommnen, und besonders Eisenhart wußte sich bald trefflich mit seinen Wirten zu unterhalten. Wenn er nicht draußen vor seiner Feldstaffelei saß, so war er sicherlich im Kuhstall aufzufinden, der ihn, wie er behauptete, außerordentlich interessiere. Er besprach mit dem Bauer landwirtschaftliche Angelegenheiten, lobte den schönen Mist und ließ sich nicht nötigen, seine Pfeife stets von frischem aus des Bauers Tabaksvorrat zu stopfen. Vilmar glaubte allen Ernstes, er gedenke sich über kurz oder lang adoptieren zu lassen.

So vergingen Wochen, und die Kunst ging nicht leer dabei aus. Obwohl der Name Helene Casparsens einem stillen Abkommen gemäß nicht zwischen ihnen genannt wurde, dachten doch beide täglich daran, und das gab ihnen den ersten, starken Antrieb zur Arbeit. Sie hatten den Platz vor dem Schlosse gewählt, das Tor mit dem kugelgeschmückten Wappenschild vor sich, links und rechts farbentrunkene Tulpen- und Hyazinthenpracht, und fern, fern am Horizont, ein seltsamer Kontrast, den dunklen Dünenstreifen mit dem aufblitzenden Meer. Während im Vordergrunde noch die Sonne lag, stieg vom Meere her ein drohendes Wetter auf.

Vilmar warf die erste Studie wie im siegenden An-

lauf auf die Leinwand. Er fieberte bei der Arbeit. Bald ging es ihm nicht schnell genug. Überall drängte sich das Bild Helenens zwischen seine Pinselstriche. Und nach kurzem war er so nervös, daß es ihm nicht möglich war, sein Denken und Empfinden auf die Landschaft zu konzentrieren. Ah, es war ja ein Unsinn, hier zu sitzen, in freiwilliger Verbannung zwischen guten, aber tölpelhaften Menschen, es war Selbstmord. Und Helene so fern. Wer bürgte ihm dafür, daß sie ihn nicht vergessen würde, daß sie ihn nicht schon vergessen habe? Der Zustand wurde ihm unerträglich. Fort mit Palette und Pinsel! Was half's, die unsterblichsten Werke zu schaffen, wenn der unsterbliche Teil seiner selbst keine Befriedigung fand? „Helene, Helene!" rief und tobte es in ihm, und er stieß den Feldstuhl um, lief in die Felder und kehrte nach Stunden müde und niedergeschlagen zurück, um sich hinter den Freund zu stellen und ihm stumm bei der Arbeit zuzusehen. Dann seufzte er tief auf, wischte sich die perlende Stirn und begab sich ins Haus. Am Abend kam er nicht mehr zum Vorschein.

Währenddes saß Eisenhart Tag für Tag vor seiner Leinwand und malte frisch drauf los. Auch er gedachte unermüdlich der Heimat und der Lieben daheim, aber es war ihm wie ein Ansporn zu höherem Schaffen, es war ihm, als müsse er sich durch eine künstlerische Tat des Vertrauens und der Freundschaft würdig erweisen, die ihm, dem unbekannten und unbekümmerten Maler, liebe Menschen erzeigt hatten. Und wenn er sah, wie das Bild wuchs und fortschritt, zu seiner Freude und

des Freundes Bewunderung, so verschwieg er sich nicht, daß er diesen Aufschwung seines Könnens Helene Casparsen zu danken habe, ihr, die ihm mitten in seiner Plakatenmalerei erschienen war wie die verkörperte Schönheit, wie ein Licht, das aus dem Alltagsleben hinaus höher hinaufwies zu den Gipfeln wahrer Kunst, die er im handwerksmäßigen Tagdienst beinahe aus den Augen verloren hätte.

Sie war ihm zur Göttin seiner Kunst geworden.

Nachdem er ihr seine Huldigung dargebracht hatte, versenkte er seinen Blick in das frische, fröhliche Leben, und er nickte in Gedanken seiner hübschen, immer fröhlichen Cousine zu. Dann ließ er den Pinsel oft ein paar Minuten feiern und träumte sich in den traulichen Salon hinein, in dem ihre elegante Figur sich so sicher und selbstverständlich bewegte, ohne Glorie einer Auserwählten, aber als ein entzückendes Menschenkind. Und er hätte gern den Arm um sie gelegt und durch das fest anliegende Kleid den starken, gesunden Herzschlag gefühlt und den roten Kindermund für sich haben mögen. Er sah sie als guten Kameraden, als Dame der Gesellschaft, als sorgendes Hausmütterchen, bei der Abendtafel und — er lächelte in sich hinein — und als sonst etwas, was keinen anging. Dann reckte und streckte er die starken Glieder, bevor er wieder zum Pinsel griff und mit einem Enthusiasmus malte, als gelte es die goldene Medaille zu verdienen.

Wenn dann seine Gedanken absprangen und sich mit dem Bilde Helene Casparsens beschäftigten, so stieg eine leise Röte in seine Wangen. Ja, er liebte sie, er

bewunderte sie mit einer künstlerischen Andacht ohnegleichen, aber der Mann in ihm blieb ruhig. Nur einmal hatte er sie umschlungen gehalten und als Mann geglaubt, nach dem Weibe in ihr zu verlangen. Aber waren es sein Herz und seine Sinne gewesen? Oder war es die Phantasie, die in seinem trostlosen Atelier unter Spielereien eingetrocknet war und, bei ihrem Anblick plötzlich erwachend, wie der Hirsch nach frischem Wasser schrie?

Auch heute wieder, wie damals auf seinem Atelier, zwang er seine Gedanken, sie ihm als sein Weib vorzuzaubern, und er malte sich das Zusammenleben aus. Würde sie, die im Vollgefühl ihrer Schönheit thronte und die Huldigungen der Gesellschaft benötigte und dargebracht erhielt, diesen größten Schatz, den sie besaß, für ihn behalten? Würde sie, als sein Weib, im stande sein, gleichzeitig seine Phantasie anzuregen und ihm ein gemütliches Heim zu schaffen? Würde ihre Schönheit, die ihn so mächtig aufgerüttelt hatte, ihm nicht zur Gewohnheit werden, wenn sie es nicht verstand, außerhalb der Kunst mit ihm zu leben, zu lieben und zu leiden, sich mit ihm zu jagen, zu spielen und alle möglichen kindischen Tollheiten zu treiben? Würde sie ihm nicht wie ein herrliches Bildwerk oder wie ein schönes Modell erscheinen? — Und er selbst, als der Besitzer dieser Pracht, angestaunt und angeneidet, in seinen Gewohnheiten auf den Kopf gestellt, im Frack steckend und mehr in fremden Salons daheim als in seinem eigenen Hause — würde er das Glück seines Lebens für Zeit und Ewigkeit gefunden haben, würde der

Rausch anhalten, würde er in ihrem Besitz überhaupt ein Künstler bleiben? Und zudem, würde sie, die große Dame der Gesellschaft, auf die Dauer mit ihm, dem einfachen, wenn auch lebensheiteren Maler glücklich sein können, ohne sich hinauszusehnen nach dem goldenen Thron, den sie unbeanstandet innegehabt hatte, nach der Freiheit, die sie in ihren Kreisen auch als Frau weiter behaupten konnte? —

Er schüttelte den Kopf. Nein, nein, sie hatte recht und tausendmal recht gehabt, als sie es nach dem ersten heißen Liebeskampf sofort mit scharfem Verstande eingesehen hatte, und er unter dem Banne ihres Anblickes es nicht glauben wollte, daß ein dauerndes Glück auf gleichmäßigen Gewohnheiten und Forderungen begründet sein müsse. Ja, Vilmar, der würde es verstehen, sein Glück in ihr zu finden, er, der auf demselben Boden wie sie aufgewachsen war, dem Ton und Leben in ihren Kreisen natürlich erschien, weil er von Jugend an nichts anderes kannte. Er würde stets in ihr das schönste Weib sehen, das ihm eigen gehöre, und nie auf den Gedanken verfallen, zu fragen, ob sie auch ein traulich sorgendes Hausmütterchen zu sein verstände, das ihm den Feierabend behaglich machte. Und plötzlich sah er den lachenden Kobold, die herzig-übermütige Tina vor sich, wie sie trotz der Gegenwart des würdigen Vaters ihm unterm Tisch die Goldstücke für seine Plakate aus der Hand schlug. Donnerwetter, ob Helene Sinn für solche Kindereien hatte, die doch so süß und fidel sind und die Herzen mehr verstricken als die göttlichste Pose? Und Anforde-

rungen und Gewohnheiten? Ob die seinen sich mit Tinas deckten?

„Ach was,“ lachte er, „schon am ersten Tag nach der Hochzeit würden wir sie dermaßen durcheinandergeworfen haben, daß kein einseitiges Durchkommen mehr möglich wäre.“

Aber würde sie ihn überhaupt wollen? Würde sie nicht denken, er habe sich bei Helene einen Korb geholt und sie in der Hinterhand behalten — für alle Fälle? Sie war stolz, die Kleine, verdammt stolz. Hatte sie nicht seinerzeit jegliche Art von Stellvertretung, wie sie es spottend nannte, schlankweg abgelehnt? Und doch, wenn er es sich überlegte, da war so manches, so manches, was ihn auf mehr als verwandtschaftliche Gefühle schließen ließ. Wie weich war der Abschied an Bord. —

Der große Mensch hätte plötzlich nichts lieber getan, als seine Habseligkeiten gepackt, Vilmar aufgeklärt und stante pede die Heimreise angetreten. Aber er führte diesen klugen Einfall nicht aus. Er schämte sich, wie ein Deserteur heimzukehren, der die Waffen fortwarf, bevor er sie gebraucht hatte. Und mit einem Male überkam es ihn, sein ganzes Können in die Wagschale zu werfen, zu siegen und vor Tina hinzutreten und zu sagen: „Ich habe gesiegt — deinetwegen! Ich wollte, daß du stolz auf mich sein könntest, denn ich habe dir nichts anderes anzubieten, als mich und die Kunst.“

Und was wollte er Helene sagen? — Er wollte mit Tina zu ihr gehen und ihr dankend die Hand drücken. Und sie würde ihn als Freund lächelnd willkommen heißen.

Und wenn beides nicht zutraf? — Oder wenn der Alte — Himmel, den hatte er in seinen Berechnungen ganz und gar übersehen. — Schluß, Schluß! Man muß sich auch für morgen noch etwas zum Nachdenken aufsparen. Und um dem im Kopfe entstandenen Wirrwarr helfend beizuspringen, begann er mit volltönender Stimme das wunderschöne Lied vom Tannenbaum.

Als er am Abend einige Tagebuchblätter loslöste, um sie der Verbindung der Gesinnungstüchtigen einzusenden, legte er ein kleines Billett an Tina bei, das er mit der Aufschrift versah: „Erst nach meiner Rückkehr zu öffnen. Ernst Eisenhart." Und da er Hunger verspürte und seiner Rolle als Handwerksbursche getreu die schmale Börse schonen wollte, so verfügte er sich in den geliebten Kuhstall und bot dem Bauer an, ihm ein bißchen bei der Fabrikation der leckeren Käse helfen zu wollen. Nach Beendigung der Prozedur konnte er nicht umhin, sein Machwerk gründlich zu prüfen und als Vergleich einen anderen Käse hinzuzuziehen. Er fand beide gleich vorzüglich.

Das freute den biederen Landmann ungemein, und er forderte den jungen Stadtherrn dringend auf, mit ihm eine seiner langen Tonpfeifen zu schmauchen, was Eisenhart nicht gut abschlagen konnte.

X

Der Sommer war vorübergegangen. Noch immer hausten die beiden Maler auf dem Gehöft bei Heemstede und nahmen die guten Tage wahr, um rüstig zu schaffen. Eisenharts Börse war bis auf wenige Gulden zusammengeschrumpft, so daß er schon begann, sich die bittersten Vorwürfe zu machen, weil er sich vor vierzehn Tagen für zwanzig Cents hatte rasieren lassen. Seine Sommerbeinkleider waren durch Regen und Morgentau sehr aus der Fasson gekommen und unten so eingeschrumpft, daß Vilmar mißbilligend erklärte: die Leute hielten ihn für einen Radfahrer. Aber alles das genierte den Maler nicht. Sein Bild wurde fertig, das war ihm die Hauptsache.

Als er heute Feierabend machte, stand Vilmar wie oft schon hinter ihm. Lange blickte er mit zusammengezogenen Brauen auf das Gemälde.

„Mensch," sagte er dann, „weiß Gott, wo du das herbekommen hast. Aber es ist schön, es ist wunderbar schön."

Eisenhart wurde rot und blaß vor Freude. Er wollte dem Kameraden um den Hals fallen, da bemerkte er, wie diesem zwei helle Tropfen in den Augen standen.

„Na, na, na," murmelte er bestürzt, „was sind das wieder für Sentimentalitäten, Junge. Schluck's doch

herunter, Donnerwetter auch. Ist es denn etwas so Trostloses, daß ich auch mal ein gutes Bild zuwege bringe?"

„Du hast gewonnen, Eisenhart," erwiderte der andere gepreßt, „morgen wirst du fertig. Dann wollen wir weiter reden."

„Aber du —?"

„Ich werde diesmal überhaupt nicht fertig," stieß er grimmig hervor. „Ich kann unter dem Druck nicht arbeiten. Es ist ein greulicher Blödsinn geworden, was ich hervorgebracht habe. Da fliegen die Fetzen."

„Du hast dein Bild zerschnitten?" rief Eisenhart erschreckt.

„Reg dich darüber nicht auf," versetzte der andere, „ich treibe keine Kurpfuscherei. Unter das Geschmier hätte ich meinen Namen nicht zu setzen gewagt."

„Und nun?" fragte Eisenhart wie versteinert.

„Du hast gewonnen, sag' ich. Aber wir reden morgen darüber. So lange wirst du wohl noch Geduld mit mir haben."

Damit wandte er sich dem Hause zu und ging langsam den Pfad entlang.

Da erwachte Eisenhart aus seiner Lethargie.

„He, hiergeblieben!" schrie er hinter ihm her. „Ich erzähl' dir was zum Aufheitern! Hierher, Vilmar, hierher!"

Aber der Freund hörte nicht auf ihn. Er hatte im Gehöft sein Malergerät abgegeben und ging eine alte, einsame Straße, die durch die Dünen bis Zandvoort führte. Er wollte allein sein.

„Na, schaden kann's nicht," meinte Eisenhart, „wenn er lernt, ein wenig Meister über sich zu werden. Das schafft Rückgrat für das liebe Dasein. Aber morgen will ich ihm helfen, wieder einen anderen Adam anzuziehen. Ich muß sein frohes Gesicht wieder sehen und seinen genialen Pinsel. Eines ohne das andere ist bei ihm unmöglich."

Er schlenderte nach Hause und legte sich zeitig schlafen. Denn morgen wollte er früh heraus. Einer guten Stunde bedurfte er noch zur Durchprüfung seines Bildes, und dann sollte Feiertag sein — ah, wie gut das klang: „Feiertag." „Beinahe wie Hochzeitstag," murmelte das große Kind und: „Ob — ich — dann — auch — so früh — Schicht — mache — wie heute — — möcht' — ich — wissen — —."

Er schlief wie ein Toter.

Gegen Morgen wurde er unruhig. Träume mußten ihn überfallen haben, denn er winkte beständig mit der Hand ab.

„Nein, nein," stöhnte er, „ich will nicht, ich will nicht."

Vilmar lag wach neben ihm und betrachtete ihn kopfschüttelnd. Plötzlich richtete sich Eisenhart mit erschreckten Augen auf, riß den widerstrebenden Freund mit hoch und horchte gespannt. Und richtig: vom Hofe her ertönte dumpfes Gemurmel.

„In die Dunkelkammer damit! In die Dunkelkammer!" scholl es hohl durch die Wände.

Mit einem Ruck riß Eisenhart den Freund nieder und zog ihnen gemeinsam die Bettdecke über die Ohren.

„Sie schmeißen uns — in die Wolfsschlucht —“ stöhnte er mit geschlossenen Augen. „O Gott, so jung — und schon in die Wolfsschlucht.“

„Kerl, dich reitet der Alb,“ schrie Vilmar zornig und rüttelte ihn bei den Schultern. Da schlug er ruhig die Augen auf.

„Guten Morgen, Vilmar. Teufel, ich glaub', ich hab' geträumt. Was gibt's denn schon? Aufstehen?“

Vilmar deutete nach dem Hof.

„Ich vermute, wir haben heute Gäste hier.“

„Das wäre!“ rief Eisenhart ärgerlich und sprang, ohne den Flaschenzug zu benutzen, zu Boden. „Gerade, wo ich mit dir einen schönen Tag feiern will!“

„Einen schönen Tag,“ wiederholte Vilmar bitter.

„Wart's nur ab, Thomas, ungläubiger! Überhaupt ist heute so wie so Sonntag.“

„Mir egal,“ gab Vilmar kurz zur Antwort.

„Ich sag' dir ja, wart's ab,“ entgegnete der Freund. „Aber zunächst hilf mir mal, die Sonntagstouristen verjagen. Ihrem verfluchten ‚in die Dunkelkammer‘ nach scheinen es Amateurphotographen zu sein. Hörst du, Dietrich? Photographen! Das Wort klingt jedem ehrlichen Maler im Ohr wie ein Greuel.“

Wie Eisenhart vermutet hatte, so war es. Eine Anzahl von Herren bemühte sich, das alte Schloß von verschiedenen Seiten unzähligemal aufzunehmen, während andere die fertigen Platten in die Dunkelkammern steckten.

„Sieh dir doch mal diese karierten Objektivmenschen an,“ grollte Eisenhart, als er mit Vilmar

in die Haustür trat, „die Apparate sind das Wertvollste an ihnen."

„Guten Morgen," sagte einer der Herren, der Deutsch zu verstehen schien.

„Hm," machte der Maler, ohne mit einer Miene zu zucken, „auch das noch; nicht mal schimpfen kann man über diese Profanierung der Kunst. Deutsch verstehen sie, Holländisch besser als wir — na, schimpfen wir international, der Grimm muß herunter."

Darauf stellte er sich vor die Apparate und begann, mit dem Pfeifenstiel auf den Torlöwen deutend, der das steingehauene Wappenschild mit den Kugeln hielt und gerade photographiert werden sollte: „Beautiful lion dat, nich wohr, amico mio, moij dans la farv; but I ne crois pas, dat diesse pittore communis en Schimmer heft of the beauté von diesse couleur!"

Sagte es, lüftete seine Mütze und ging stolz in den Kuhstall.

Als Vilmar, etwas verblüfft über die enormen Sprachkenntnisse des Freundes, ihm in den Stall folgte, fand er ihn mit dem Wirt in ein ernstes landwirtschaftliches Gespräch vertieft. Er fragte den harmlosen Bauern nämlich gerade: „Seg mal, geft de Küh Sundags ok melk?"

Wie er den Freund bemerkte, meinte er mit einer Kopfbewegung, die den Dunkelmännern draußen galt: „Wenn die Bengel mich verstanden haben, dann sind sie zum Photographieren zu schade, und ich tue Abbitte. Aber setz dich, mein Junge, ich habe eine frohe Nachricht erhalten. Denke dir, die Kühe werden Sonntags auch gemolken."

Und er wandte sich mit seinem strahlenden Gesicht zu dem Bauern, als gälte es, etwas so Unerhörtes würdig zu begehen.

„Seg mal, weet gij, geft mi mol den Tobak, dorop wil ick mi min Piep noch mol stoppen.“

Sie tranken ein Glas Milch, stopften ihre Pfeifen und wanderten hinaus zum Schlosse, das sie zu ihrer Freude von den Photographen verlassen vorfanden. Dann wollte Eisenhart noch einmal Hand an sein Bild legen, aber Vilmar wehrte ihm: „Keinen unnützen Strich mehr. Es ist fertig. Ich seh' es jetzt ganz deutlich und gratuliere dir zu deinem doppelten Erfolg.“ —

Von Heemstede herüber riefen die Kirchenglocken durch die windstille Luft. Aus den umliegenden Gehöften schritt die Bauerschaft im Feiertagsgewand langsam und gemessen durch die Felder der Kirche zu. Dann verschwanden sie einer nach dem anderen an der Wegbiegung, die Glockenklänge zitterten aus, noch ein letzter, singender Ton, und es war Gottesfriede ringsumher.

Die beiden Maler saßen unter dem Torbogen und blickten in den Schloßgraben hinunter. Ihre Pfeifen hatten sie ausgehen lassen. Sie hingen beide ihren Gedanken nach und sprachen kein Wort. Sie wußten, daß es jetzt Abschied nehmen hieß von dieser Stätte, und es wurde ihnen wohl und weh dabei. Was würden sie in der Heimat finden?

„Eisenhart,“ begann Vilmar mit müder Stimme, „wenn du nach Hamburg kommst, bestell meine Grüße. Ich werde die Stadt wohl lange nicht wiedersehen.“

„Gar keine Sehnsucht nach daheim?“ fragte der andere zurück.

„Keine Sehnsucht?“ lachte Vilmar auf. „Sie würde zu Hause noch toller werden, und deshalb bleibe ich noch weg. Vielleicht über Jahr und Tag beruhige ich mich einmal und getraue mich wieder an die Elbe. Vielleicht auch nicht, und dann muß ich eben auf Hamburg verzichten.“

„Das hältst du nicht aus, mein Junge.“

„Nein, ich halte es auch nicht aus, ich habe keine Ahnung, was das werden soll. Wenn ich nur arbeiten könnte! Aber auch das ist mir wie abgeschnitten Ich habe zu nichts mehr Lust.“

„Du mußt heiraten, Freund.“

Vilmar fuhr in die Höhe und starrte den Sprecher mit flammenden Augen an.

„Willst du mich obendrein verhöhnen?“

„Narr, einen guten Rat will ich dir geben. Ich hab' es ja auch vor.“

„Eisenhart,“ entgegnete der andere mit bebender Stimme, „ich habe dich bisher für einen durch und durch anständigen Menschen gehalten.“

„Das darfst du auch in Zukunft ruhig weiter tun.“

„Aber dein Benehmen in dieser Stunde —“ fuhr Vilmar erregter werdend fort.

„Mein Benehmen? Du lieber Gott, ist es so was Häßliches, ein hübsches Geschöpf heiraten zu wollen?“

„Eisenhart! ...“

„Nun, es war doch auch deine Absicht. Und ich

kalkuliere, es müßte ein famoses Freundschaftsquartett werden, wir beide mit unseren schönen Frauen."

Vilmar war aufgesprungen. Kaum wurde es ihm möglich, sich zu bezwingen.

„Jetzt ist es genug," sagte er. „Ich hatte mir unseren Abschied angenehmer vorgestellt. Aber wenn du es nicht anders willst, wenn du es förmlich darauf anlegst, mir zum Schaden noch den Spott hinzuzufügen, dann ist es besser, wir machen es kurz. Leb wohl. Ich reise."

Eisenhart machte sein gemütlichstes Gesicht.

„Na, wenn du absolut willst! Ich kann dich nicht halten. Aber wie wäre es mit einer Abschiedsbowle? Du hast mir in heiklen Fällen so oft eine spendiert, daß ich nicht gern zurückstehen möchte."

„Treib es nicht zum Äußersten!" brauste Vilmar auf.

„Bitte, rede nicht immer in Superlativen. Ein Glas auf das Wohl meiner Zukünftigen brauchtest du als alter Kamerad gerade nicht auszuschlagen. Ich finde das nicht besonders schön von dir; eine kleine Aufmunterung von Freundesseite hätt' ich schon nötig, denn mit dem Alten wird's noch sein Kratzen haben."

Vilmar lachte gellend auf.

„O gewiß," rief er, „o gewiß trink' ich auf euer Glück! Auf daß ihr euch bald in die Arme schließt, euch herzt und küßt, euch eine Familie zulegt und — und ..."

„Nicht gleich so intim," unterbrach ihn der Freund, „man soll nicht aus dem Nähkörbchen plaudern. Im übrigen habe ich gegen deinen Toast nichts einzuwenden,

und da ich ihn voraussah, so habe ich mir vor dem Ausmarsch eine Flasche kalte Punschbowle eingesteckt samt den Gläsern. Nun lobe mich einmal."

Er holte die Flasche hervor, schenkte die Gläser voll und reichte eines dem sprachlos dastehenden Freunde.

„Also, ich akzeptiere deine frommen Wünsche, und vergönne du mir, dir die gleichen darzubringen. Trink aus, es ist kein Gift."

Vilmar leerte das Glas in einem Zuge und schleuderte es auf den Rasen.

„Jetzt wird die Narretei wohl ein Ende haben."

„Aber es wird doch eben erst gemütlich."

„Leb wohl, Eisenhart, ich habe dir deinen Triumph nicht stören wollen. Mehr kannst du von mir nicht verlangen. In einer Stunde bin ich reisefertig."

„Dann grüße mir Fräulein Casparsen, hörst du?"

„Ich reise nicht nach Hamburg," schrie Vilmar grimmig. „Bestell deine Grüße selbst."

„Das tut mir aber leid. Hm, dann muß ich abtelegraphieren. Du hast wohl die Güte und nimmst mir die Depesche mit auf den Bahnhof."

„Depesche? An wen?"

„An wen anders, als an Fräulein Casparsen? Ich habe ihr gestern geschrieben, du würdest voraussichtlich morgen ankommen und ihr um die Nachmittagsstunde deine Aufwartung machen."

„Bist du denn ganz von Sinnen geraten? Was soll ich dort? Mich auslachen lassen?"

„O, das ist nicht das schlimmste — wenn man mitlacht."

„Ich glaube, ich habe es mit einem Tollhäusler zu tun."

„Ich halte die Liebe für eine ganz gesunde Tollheit, für eine höchst annehmbare."

Vilmar wandte sich um.

„Ich gehe jetzt. Mit dir ist nicht mehr zu sprechen."

„Und du willst nicht mehr nach Hamburg?"

„Nein!"

„Das arme Mädchen," sagte Eisenhart elegisch, „da bin ich mit meiner Weisheit mal schön hereingefallen. — Beim heiligen Lukas, wer konnte aber auch ahnen, daß du so wetterwendisch sein würdest! Jetzt kann ich sie alle beide heiraten."

„Alle beide?" fragte Vilmar verwirrt zurück.

„Wenn sie es sich nur gefallen lassen."

„Was soll das heißen? Wer von uns hier ist verrückt?"

„Von mir kann ich es mit aller Bestimmtheit verneinen."

„Und mich willst du wohl dazu machen?"

„Im Gegenteil, ich möchte dich wieder zur Vernunft bringen."

„So sprich, sprich!" rief Vilmar und schüttelte ihn an der Schulter. „Aus welchem Grunde hast du mich bei Fräulein Casparsen angemeldet?"

„Ich mache den Menschen gern eine Freude."

„Das ist mir unklar."

„So —?" sagte Eisenhart gedehnt und aufs höchste verwundert. „Ich denke, wenn zwei sich gern haben, sehen sie sich von Zeit zu Zeit ganz gern mal wieder?"

„Und — du — —?" stammelte der andere.

Eisenhart nahm den Hut ab und kratzte sich hinterm Ohr.

„Ich bin doch nicht ganz sicher, ob Tina mich nicht hinauswirft. Weißt du, ich habe so allerlei auf dem Konto —"

„Tina —?"

„Wer denn sonst? Tina, die Süßeste aller Cousinen. Ich habe nur die eine, aber deshalb kann ich das auch am besten beurteilen."

„Was?"

„Daß sie die Süßeste ist. Kunststück!"

„Und — und — Eisenhart, und Helene?"

„Ja, wolltest du sie denn nicht heiraten? Jetzt sitz' ich natürlich in der Tinte."

„Ernst! Ernst!" jubelte der andere und fiel dem Freunde um den Hals.

„Du scheinst mich plötzlich durchaus nicht mehr für so toll zu halten, lieber Junge," murmelte der. „Bist und bleibst doch ein krasser Egoist."

„Das ist jeder, der liebt," rief Vilmar und geriet ins Schluchzen.

Eisenhart löste ihn sanft von seinem Halse ab.

„Du hast den Schlick, Freundchen, schnell einen Schluck auf den Schlick, das hilft." Und er holte die Punschflasche wieder hervor. „Oder wirst du auch diesmal das Glas fortschleudern?"

„Aber ich verstehe nichts, gar nichts von alledem."

„Laß gut sein, ich verstehe desto mehr davon, und Helene auch."

„Und du wußtest es schon lange?"

„Daß ich Tina liebe? — Seit unserer Abreise zum mindesten. Vielleicht auch schon seit früher."

„Und trotzdem schleiftest du mich in diese Einöde?"

„Es war notwendig, daß wir uns diesmal unserer Sache vollständig klar wurden. Auch Helene mußte wissen, wie sie mit dir daran war. Ob du, wie ich, als Künstler berauscht warst, oder ob es bei dir eine Flamme war, die — hm, verstehst mich wohl, wir wollen nicht aus dem Nähkörbchen plaudern."

„Aber woher weißt du das alles?"

„Woher? — Durch die Post."

„Ihr habt euch außerhalb der Vereinskorrespondenz geschrieben?"

„Mit Vorliebe," nickte Eisenhart. „Ich bin ihr bester Freund geworden, ihr Minister in inneren und äußeren Angelegenheiten, und da gehörte denn auch dein Fall zu meinem Ressort. Wir hatten als kluge Menschen — ich sage das, ohne bei der Schmeichelei rot zu werden — sehr bald herausgefunden, daß unsere vermeintliche Liebe nichts als eine hochgradige Schwärmerei und Hochschätzung sei. Aber zur Ehe gehört doch mehr, nicht wahr, mein Junge, und der Charme ging uns bei Licht betrachtet ab. Jedenfalls sah sie als Frau mehr in dir ihr Ideal als in mir, wohingegen sie sich keinen ausgezeichneteren Hausfreund — im guten Sinne natürlich — vorstellen konnte als mich. Und ich war ganz ihrer Meinung. Daraufhin habe ich denn bei ihr in deinem Namen den Freiwerber gespielt, und nun bitte ich dich, kniefällig und um aller Heiligen willen,

blamiere meinen guten Namen nicht, laß mich nicht im Stich, fahre nach Hamburg, mit dem Blitzzug bitte, eile zu ihr, heirate sie und erlaube mir nur, daß ich zur Belohnung sie an ihrem Hochzeitstage auf den Mund küssen darf."

„Mensch, Mensch," rief Vilmar und umhalste ihn von neuem, „nimm das als Abschlagszahlung."

Damit küßte er ihn stürmisch auf beide Wangen.

„Verwünschter Geizhals," stöhnte Eisenhart, „du willst mich um meinen Lohn bemogeln."

„Nein, nein, du sollst ihn haben, doppelt sogar, aber ich verlange dasselbe Recht von Tina."

„Sieh mal einer an. Hast du uns vielleicht auch geholfen?"

„Selbstverständlich! Wenn ich dir bei Fräulein Casparsen auf Düsseldorfer Weise nicht in die Parade gefahren wäre —"

„Du bist ein strammer Logiker. Von dem Gesichtspunkt aus wärst du freilich im Recht. Aber —? Da ist noch ein Aber!"

„Was, aber?"

„Ob der kleine, stolze Racker mich will."

„Das ist das erste Mal, Eisenhart, daß du Gewissensbisse hast."

„Gewissensbisse —? Na, ja, du magst an das Zeug gewöhnt sein, mir sind sie ein bißchen ungemütlich. Das bekannte ‚sanfte Ruhekissen' wär' mir augenblicklich lieber."

„Was hast du denn auf dem Kerbholz, amico mio?"

„Den Teufel hab' ich drauf, den leibhaftigen. Kannst

du dir vorstellen, daß ich langer Laban noch nicht die Courage erwischen konnte, Tina mein schönes Herz zu öffnen? Das Mädel schwört natürlich Stein und Bein, ich träumte Tag und Nacht wie ein Has mit offenen Augen von la belle Hélène, und denkt, ich flunkere, wenn sich meine Zärtlichkeiten auf einer anderen Landstraße die Sohlen ablaufen. Ich habe ihr nämlich mal ein Erkleckliches von Helene vorgeschwärmt, und man soll nie einem schönen Mädchen von einem anderen vorschwärmen, wenn man noch so gänzlich unverheiratet ist. Das ist auf alle Fälle ein bodenloser Leichtsinn. Wie Beispiel zeigt."

„Mein erstes, nein mein zweites in Hamburg wird sein," lachte Vilmar amüsiert, „die Geschichte zu deinen Gunsten einzurenken, und Helene wird mir helfen."

„Ja, ja, tut das, lieben Freunde," nickte Eisenhart resigniert, „schießt Bresche, bis ich heimkomme, damit es nur ein harmloses Kopfwaschen wird."

„Und die Schwiegerväter?" fragte plötzlich Vilmar schmunzelnd.

„Die Schwiegerväter sollen natürlich leben," entgegnete Eisenhart rasch und schenkte die Gläser voll. „Sie sind die Oberhäupter der Familien, und aller Segen kommt von oben. In diesem Sinne rechne ich auf den Segen meines Schwiegervaters. Prosit!"

Darauf tranken sie das Wohlsein der beiden schönsten Damen Hamburgs und warfen Flasche und Gläser an der Gewandung des Schloßgrabens in Splitter, dessen geheimnisvolles Wasser sie verschwiegen aufnahm.

„Kein Sterblicher soll mehr daraus trinken," sagte

Eisenhart, „auf der Höhe des Glücks sollen sie dahin. Ein herrlich Schicksal!“

Vilmar trieb zum Aufbruch. Er konnte es nicht erwarten, den Bahnhof zu erreichen. Der ganze Mensch in ihm war wieder elastisch geworden.

„Ich bekomme den Zug nicht mehr, Ernst. Bitte, bringe mir mein Gepäck mit, es ist ja nicht viel. Wann kommst du nach?“

„In zwei Tagen.“

„Auf fröhlich Wiedersehen, Alter.“

„Zieh hin und grüß mir das Glück.“

Sie schüttelten sich die Hände, und im Sturmschritt eilte Vilmar ins Land hinaus, dem fernen Bahnhof zu. Eisenhart sah ihm mit seinem stillen, herzlichen Lächeln nach. Dann trug er Bild und Malgeräte unter Dach, stopfte sich eine frische Pfeife und suchte den Weg durch die Dünen, immer weiter und weiter, bis er Zandvoort vor sich sah und das Meer, das überall heimische Meer. Er erforschte eine vor der Flut gesicherte Stelle und ließ sich, die Arme unter dem Kopf verschränkt, nieder.

Es mußte Mittag vorüber sein. Aber der Maler verspürte weder Hunger noch Durst. Er blickte auf das heranrollende Meer, dessen kleine Springwellen ihm bis vor die Füße hüpften, und dachte bei jeder schäumenden Woge: ob sie von Hamburg kommt? Dann faßte er sich wohl an die Nase und fragte sich: Bin ich wirklich noch Ernst Eisenhart oder ein Schulbub, der nach seinem geliebten Pensionsfräulein seufzt? Denn die Sentimentalität war ihm ärgerlich.

Aber bei der nächsten Woge dachte er doch wieder an den Hamburger Hafen und die plätschernden Fleets und die Alster und an ein hohes Haus beim Jungfernstieg.

Da ergab er sich in sein Schicksal und träumte unbekümmert weiter. Alles, was ihm schön und liebenswert erschienen war während seines ganzen Lebens, trugen ihm die auf- und absteigenden Wellen vor Augen, die Akademikertage von Düsseldorf, seine Studienreisen und Wanderjahre, das primitive Atelier im Vaterhause, in dem er sich seßhaft gemacht hatte, selbst die Austernplakate und das französische Gemüse versuchten sich in seine Gedanken einzuschmuggeln. Und er ließ sie lächelnd zu. Bildeten diese je nach der Art ihres Vorkommens beliebten oder verhaßten Naturprodukte doch den Übergang zu der merkwürdigsten Periode seines Lebens, zu seiner Verliebtheit.

Er mußte sich stark räuspern, bevor er näher auf den Gegenstand eingehen konnte. Ihm war gerade nicht bange zu Mut, nur ein ganz klein wenig schamhaft, und das deuchte ihn im Hinblick auf seine gutgerechneten sechs Fuß Körperlänge nicht sonderlich passend. Helene Casparsen! Tina König! Wieviel bedeuteten ihm diese Namen und ihre Trägerinnen. Die eine hatte den Ehrgeiz zur Kunst in ihm wachgerufen, und die andere die Liebe — —. Sonderbar: wie lange es dauert, bevor man sich als Künstlernatur über die Begriffe klar werden kann. Und doch, wie himmelweit sind sie voneinander verschieden, trotz des gemeinsamen Grundtons.

Ernst Eisenhart philosophierte ...

Am Abend gab es im Gehöft am Schlosse ein großes Hallo. Der Maler hatte den biederen Wirten auseinandergesetzt, daß er binnen vierundzwanzig Stunden seine Feder heimwärts zu blasen gedächte, und die guten Leute jammerten um ihren Adoptivsohn. Aber Eisenhart hinterließ ihnen als Dank für „Melk" und „Tobak" die schön ausgeführte Farbenstudie ihrer Lieblingskuh. Einen passenden Goldrahmen hatte er sich schon früher von Haarlem aus besorgt.

„Das ist dem Bauer lieber, als wenn ich ihm seine Frau gemalt hätte," meinte der Spender zufrieden, als er sich vermittelst des Flaschenzuges vor den unaufhörlichen Dankesbeteuerungen des stolz glücklichen Ehepaares im Flügeltürbett in Sicherheit gebracht hatte.

XI

Helene Casparsen hatte den Sommer über ein Nordseebad besucht und war Ende September, als die Witterung an der offenen See rauher wurde, nach Hamburg zurückgekehrt. Mit großer Aufmerksamkeit hatte sie stets die Berichte gelesen, die, meist in Eisenharts kräftiger Schrift, von den freiwillig Verbannten eintrafen, und sie war sich, schon im Trubel des fashionablen Seebades, darüber klar geworden, daß ihre Hinneigung zu dem fröhlichen, ehrlichen Maler eine schöne Laune des Frühlings gewesen war. Sie zürnte der Frühlingslaune durchaus nicht, aber sie freute sich, statt eines sehr fragwürdigen Glücks einen mannhaften Freund erobert zu haben. Denn Eisenhart hatte eines Tages eine Privatkorrespondenz mit ihr eröffnet und ihr von Fall zu Fall dringender die unbezwingbare Liebe seines Freundes Vilmar zu ihr ans Herz gelegt.

Der echte Eisenhart, hatte sie nach der Lektüre des Briefes gemurmelt. Tut, als ob zwischen uns nie ein Wort von Liebe gefallen wäre, der brave Junge. Er hat eingesehen, daß es nicht bloße Ausflüchte waren, als ich ihm das Gefährliche unserer Verbindung vor Augen führte. Ein kurzer Rausch, und aus wär's gewesen für immer. Unsere Lebenslinien gingen für die Dauer zu weit auseinander.

Gegen Vilmar hatte sie nichts einzuwenden. Er war von alter Herkunft, hatte vornehme Manieren und besaß als Gentleman und als Künstler eine Zukunft. Sie würden in allen Fragen des Lebens und der Gesellschaft stets einer Ansicht sein. Daß er sie außerdem vergötterte, er, der die Frauen vieler Länder gesehen hatte und dem überall offene Türen winkten — nun, sie war selbst zu viel Frau, um das nicht zu würdigen.

So waren Herz und Seele harmonisch gestimmt, als Eisenharts letzter Brief ihr die nahe Ankunft Vilmars mitteilte und dieser selbst sich am Montagnachmittag bei ihr melden ließ. Sie erhob sich bei seinem Eintritt und ging dem Besuch einige Schritte entgegen.

„Willkommen daheim, Herr Vilmar," sagte sie herzlich und reichte ihm die Hand, die er, ohne einen Gegengruß zu finden, wortlos an die Lippen führte. „Wie gebräunt Sie von Sonne und Wind sind! Das kleidet Sie sehr vorteilhaft. Nehmen Sie Platz. Sie werden mir sicher vieles von sich und unserem Freunde zu erzählen haben. Weshalb ist er nicht mitgekommen?"

„Er wollte mir einen Tag Vorsprung lassen," erwiderte Vilmar etwas unsicher und nahm dankend den ihm gebotenen Sessel.

Ein eigenartiges Lächeln erschien sekundenlang auf Helenens Zügen. Dann fragte sie, den Besucher gerade ansehend: „Erinnern Sie sich noch, wie wir uns vor kaum einem halben Jahre an dieser Stelle über Herrn Eisenhart amüsierten. Sofern mich mein Gedächtnis

nicht trügt, haben wir uns damals weidlich lustig über ihn gemacht."

Vilmar zog die Stirn in Falten und senkte den Blick.

„Ich weiß nicht recht, was gnädiges Fräulein mit der Frage bezwecken? Was mich angeht, so muß ich gestehen, daß ich meine törichte Überhebung über den Freund aufrichtig bedaure."

„Ah," machte sie überrascht, „ist das Ihr Ernst?"

„Mein vollkommener Ernst, Fräulein Casparsen. Ich habe in der Zwischenzeit Eisenhart sowohl in seinen künstlerischen wie in seinen menschlichen Eigenschaften hochschätzen gelernt."

„Wie mich das freut!" entgegnete sie. „Was den prächtigen Menschen Eisenhart betrifft, so bin ich ja auch längst bekehrt. Aber als Künstler, sagen Sie —"

„Schätze ich ihn genau so. Es bedurfte nur einer Anregung, um ihn aus dem gemütlichen Trott, den er noch von der Akademie her beibehalten hatte, in die vornehme künstlerische Auffassung hinüberzuleiten."

„Und das hätte sich so schnell vollzogen?"

„Erstaunlich schnell und ohne den Menschen in ihm zu tangieren."

„Aber wie war das möglich?"

Vilmar besann sich eine kurze Zeit. Dann erzählte er ohne Stocken: „Sie entsinnen sich vielleicht noch der tollen Abmachung, die zwischen mir und Eisenhart getroffen worden war. Ein echter Jugendstreich."

„Sie wollten ein Konkurrenzbild malen," warf sie ein.

„Ganz recht, gnädiges Fräulein. Wir wollten die Entscheidung über unser Lebensglück in unserer Kunst suchen. Der Sieger sollte plein pouvoir haben. Deshalb reisten wir unverzüglich nach Holland."

„Ich verstehe," nickte Helene Casparsen vor sich hin, „er wurde besiegt. — Daher —"

„Nein," antwortete Vilmar fest, „er blieb Sieger. Er hat ein Bild gemalt, wie ich es ihm niemals zugetraut hätte. Es war, als ob ihn eine geheimnisvolle Macht anfeuerte, zu zeigen, daß er sich vor keinem Menschen und keiner Konkurrenz zu verstecken brauche. Und er braucht es nicht, Fräulein Casparsen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf."

„Und nun?" fragte sie wie aus tiefen Gedanken heraus.

„Nun möchte er sich seine Liebe erobern, und ich, nein wir, Sie, Fräulein Casparsen, und ich sollen ihm dazu verhelfen."

„Ist er nicht selbst Mannes genug?"

„Fräulein Casparsen," entgegnete Vilmar leise, „Ernst Eisenhart ist eine so ehrenhafte Natur, daß es ihm schmerzlich wäre, wenn die Dame seiner Liebe in der Verehrung, die er für eine andere Dame stets gezeigt hat und zeigen wird, etwas anderes vermutete, als einen künstlerischen Tribut, den er ihr schuldig ist."

„Weshalb ist er ihn schuldig?" gab sie zurück.

„Weil er jener Dame, ihrer Schönheit und ihrer Huld seinen Aufschwung in der Kunst verdankt."

„Und ist das so viel?"

„Es bedeutet für ihn Gegenwart und Zukunft. Er

schöpft daraus den Mut, an die Gründung eines eigenen Herdes zu denken."

„Und wie stellt er sich den eigenen Herd vor?"

„An der Seite einer Dame, von der er weiß, daß sie für ihn die passende Frau sein wird."

„Halten Sie es für schwierig, zu Eisenhart zu passen? Sie betonten das Wort vorhin ein wenig."

„Im allgemeinen halte ich es nicht für schwierig, im besonderen wohl."

„Wie erklären Sie das, Herr Vilmar?"

„Ernst Eisenhart ist eine viel zu ausgesprochene Männlichkeit, um sich in Verhältnisse einfügen zu können, die außerhalb seiner Sphäre liegen. Die Dame, die ihn heiratet, muß seine Sphäre anerkennen und sich wohl darin fühlen, wenn ihr an seinem Wohlbefinden gelegen ist. Er muß jemanden haben, der stets liebend um ihn sorgt, wie er es um sie tun wird. Mit einem Wort: er braucht Geliebte und Hausfrau in eins."

„Oder er würde unglücklich sein?"

„Er würde es werden, gnädiges Fräulein. Streifen Sie ihm die Frohnatur ab, und er vergeht."

Helene Casparsen saß in Schweigen versunken auf ihrem kleinen Diwan. Es war gekommen, wie sie es sich gedacht, wie sie es selbst gewünscht hatte. Nun, wo der erwartete Augenblick sich einstellte, glaubte sie wohl einen leisen Schmerz zu empfinden, aber das Gefühl ließ nach, eine ruhige Freude überkam sie, eine Freude darüber, nicht nötig zu haben, Eisenhart wehe zu tun.

„Wäre es indiskret," begann sie nach einer Pause,

„nach dem Namen der Dame zu forschen? Obwohl," fügte sie lächelnd hinzu, „das Geheimnis sicher nicht weit zu suchen ist. Ich könnte zum Beispiel meine Freundin, Fräulein König, einmal befragen. Eisenhart ist ihr Vetter. Da weiß sie vielleicht den Namen."

„Sollten Sie nicht besser tun," meinte Vilmar, auf den scherzenden Ton eingehend, „es umgekehrt zu machen und Ihrerseits Fräulein König den Namen zu nennen?"

„Aber ich kenne ihn doch nicht!"

„Sie kennen ihn, gnädiges Fräulein."

„Und wenn ich ihn vermutete, weshalb sollte gerade ich ihr —?"

„Weil es Fräulein König eine große Beruhigung und eine doppelte Freude sein würde, den Namen aus Ihrem Munde zu hören."

„Eine Beruhigung? Da bin ich neugierig."

Vilmar war aufgestanden und einen Schritt näher getreten.

„Fräulein Casparsen," sagte er, „ist es wirklich Ihr Ernst, mich hier eine Komödie aufführen zu lassen? Weshalb verstellen wir uns? Ist es so schlimm, zu lieben? Auch wenn man selbst nachher einen Irrtum erkennt, dafür ist das goldene Zeitalter der Jugend einmal da. Eisenhart betete Sie an und tut es heute noch. Nur daß er heute weiß, daß es mehr mit der schönheitstrunkenen Künstlerphantasie als mit dem Herzen geschieht. Auch Sie — geben Sie mir die Erlaubnis, es auszusprechen — glaubten einmal mehr für unseren Freund empfinden zu können, mehr als

Weib. Ich weiß es, und Fräulein König weiß es auch, und daher wäre es für Fräulein König eine Beruhigung, gerade aus Ihrem Munde den Namen von Ernst Eisenharts Herzensneigung zu vernehmen. Und nun, ich bitte Sie darum, hören Sie mich noch eine Minute weiter an. Auch ich liebte Sie, Fräulein Casparsen, aber ich wußte vom ersten Augenblick an, daß diese Liebe, und nur diese allein, über mich entscheiden müsse. Als Sie mich damals auf dem Balle etwas ungnädig entließen und ich mit Eisenhart auf Reisen ging, um in der Arbeit Vergessen zu suchen, da merkte ich erst recht, wie tief die Liebe in mir Wurzel geschlagen hatte, denn — ich konnte nicht mehr arbeiten. Es war umsonst, mich mit Eisenhart zu messen, obwohl ich mich sonst vor seiner Konkurrenz als Maler nicht zu fürchten brauchte. Aber es war trotzdem umsonst. Denn ob ich gewann oder verlor, die Liebe zu Ihnen blieb ja doch. Was sollte da noch die Quälerei? Weshalb mir die Zeit stehlen, die ich so nötig hatte, an Sie zu denken? Da hab' ich die halbfertige Leinwand in Fetzen zerschnitten, während Eisenhart im Gedanken an einen fröhlichen Kampf um seine Liebe ein Werk ersten Ranges schuf, das ihm die Bahn ebnen sollte. — Helene, erlassen Sie mir die Schilderung dessen, was ich beim Anblick des Bildes und seines glücklichen Schöpfers alles durchgemacht habe. Es war so fürchterlich, daß ich Hamburg nicht wiedersehen wollte. Und da — als ich gestern von Eisenhart Abschied nehmen will — da sagt er mir mit seinem gemütlichen Lachen, daß er — Helene, ich vermochte es nicht zu fassen, es kam so plötzlich, so

sonnengewaltig — daß er mich bei Ihnen angemeldet hätte und Sie — die Güte hätten — mich zu erwarten."

Er stand dicht neben ihr und atmete schwer, während sie langsam deu Kopf hob und ein blasses, erregtes Gesicht zeigte.

„Helene," begann er von neuem, „sagen Sie nur ein Wort. Ist es wahr, daß Sie mich erwarteten?"

„Ja," antwortete sie fest und erhob sich.

Auge in Auge blickten sie sich an. Dann beugte sich Vilmar über ihre Hände und führte sie an seine Lippen.

„Ich liebe dich, Helene, und ich will an nichts denken, als dir ein Paradies auf Erden zu schaffen."

„Ich glaube an dich," entgegnete sie einfach.

Minuten vergingen. Er hatte den Arm um sie gelegt und sah sie mit inniger Zärtlichkeit an, überwältigt fast von seinem Glück.

„Und Eisenhart —" sagte er plötzlich.

„Bleibt unser treuester Freund," vollendete sie.

„Darin werden wir stets einig sein," fügte er hinzu.

Sie saßen sich wieder gegenüber, als Tina König gemeldet wurde. Wie elektrisiert sprang Helene auf und eilte der Freundin entgegen. Der zufällige Besuch sollte benutzt werden.

„Denke dir, Kind, Herr Vilmar ist zurückgekommen. Was sagst du dazu?"

„Und Ernst?" fragte sie sofort. Sie war so überrascht, daß sie den Maler kaum begrüßte.

„Dein Vetter? O, dem geht's gut. Sehr gut sogar. Du weißt doch, daß Herr Vilmar und er eine Konkurrenz ausfechten wollten. Nun, dein Vetter hat gesiegt."

Tina König setzte sich schnell in den nächsten Sessel. Sie hätte sich nicht eine Sekunde aufrecht halten können, so zitterten ihr die Füße. Aber sie bezwang sich bald und fragte mit einem tapferen Gesicht: „Du sagst das trotz der Gegenwart Herrn Vilmars in so fröhlichem Tone, daß — daß — ich annehmen muß —"

„Was, mein Liebling?"

„Daß du mir noch mehr mitzuteilen hast."

„Jawohl, mein Herzchen. Herr Eisenhart hat mir einen Korb gegeben."

„Helene!" schrie Tina wild auf.

Auch Vilmar war erschreckt zusammengefahren. Aber Helene wandte sich zu ihm und sagte ihm leise: „Wir sind dem Freunde eine Genugtuung schuldig." Da verstand er sie sofort und beugte sich gern.

Unterdes saß Tina mit vorgestrecktem Oberkörper auf ihrem Sessel und starrte zu Helene hinüber, als ob sie noch auf Antwort wartete. Helene Casparsen bemerkte es und ging zu ihr, um ihr den Arm um die Schultern zu legen.

„Du bemitleidest mich wohl sehr, Herzchen — —?"

Tina sah sie verständnislos an und schüttelte dann den Kopf.

„Ja, ja, es ist so," fuhr Helene fort, „frage nur Herrn Vilmar, der hat mir die Botschaft gebracht. Du begreifst noch immer nicht? Hast du denn so ganz vergessen, daß ich eine kleine Mädchenschwärmerei für deinen großen Vetter hegte, Kind? Einige glaubten sogar, es sei Liebe" — und dabei streifte sie Vilmar mit einem neckenden Blick —, „nur derjenige nicht, der

in erster Linie in Betracht gekommen wäre. Und damit ich mir keine Dummheiten einbilden soll, schickt er mir, obwohl er in der bewußten Konkurrenz gesiegt hat, diesen Herrn da, um mir schonend einen Korb zu erteilen. Was blieb mir da übrig, Tina?"

„Ich weiß es nicht," entgegnete die Gefragte. Und sie wußte in der Tat nicht, wie sie sich das Unglaubliche so schnell zusammenkombinieren sollte.

„Sieh mal, Herz, mir blieb nichts anderes übrig, als mich auf der Stelle zu verloben. Aber er will sehr gut zu mir sein, hat er mir versprochen."

„Aber — Helene — von wem redest du denn?"

„Von meinem Bräutigam natürlich, du Närrchen. Du hast ihm kaum die Ehre erwiesen, ihn zu begrüßen."

„Herr — Vilmar —" stammelte sie. Sie war völlig verwirrt.

Vilmar trat näher und streckte ihr die Hand entgegen.

„Sie dürfen mir mit gutem Gewissen gratulieren, Fräulein König. Ernst hat seine Einwilligung gegeben."

Und plötzlich lachten sie alle drei — laut und herzlich. Dann warf sich Tina an die Brust der Freundin und zog ihren Kopf an sich und küßte sie auf Mund und Augen. Auch Vilmar sprach sie ihren Glückwunsch aus, aber sie konnte nicht umhin, eine zweifelnde Frage einzuschalten.

„Sagen Sie nur, was will denn Ernst jetzt beginnen?"

„O," entgegnete Vilmar, „wohl das, was er immer schon beabsichtigt hat."

„Was ist denn das nur?"

Vilmar beugte sich zu ihrem Ohr und flüsterte mit geheimnisvoller Stimme: „Ich glaube, er will — heiraten!"

Aber der Effekt blieb aus. Fräulein König sah den glücklichen Bräutigam fest an und meinte ruhig: „Um das zu wollen, erteilt man Helene Casparsen keinen Korb. Erfinden Sie also etwas Besseres."

„Aber ich sage Ihnen ja, daß er an Fräulein Casparsen durchaus nicht denkt. Nicht wahr, Helene? Er schwärmt wohl als Künstler für sie, wie er für alles Schöne schwärmt, aber deshalb braucht es doch nicht gleich Liebe zu sein. Doch ich sehe," fügte er mit einer Verneigung gegen Helene hinzu, „Fräulein Casparsen wünscht mit ihrer Freundin allein zu sein. Die Damen haben sich gewiß mancherlei zu erzählen. Wann darf ich wiederkommen, Helene?"

„Morgen früh gegen elf Uhr. Ich werde Papa zu Hause halten."

Er küßte den Damen die Hand und ging. Es drängte ihn mit einem Male nach Hause, aufs Atelier; er mußte sehen, ob er wieder Stift und Pinsel zu regieren vermochte. Und er wußte es im voraus: er konnte es, er konnte es besser als je.

Tina König war bei Helene zurückgeblieben und beobachtete die Freundin, die summend durch den Salon schritt.

„Helene," sagte sie dann, „du wolltest mir etwas erzählen."

„So frage doch, Närrchen," erwiderte sie und summte weiter.

„Fragen — —? Aber ich weiß doch gar nicht, um was es sich handelt?“

„Natürlich weißt du’s. Also frag mich nur, Schatz.“

„Helene,“ entgegnete sie mit stockender Stimme, „weshalb bist du mir gegenüber so rätselhaft? Ich bitte dich, erkläre dich mir.“

„Kind, ich bin doch nicht rätselhaft? Den Vorwurf könnte ich dir machen. Denn ich laufe schon an die fünf Minuten durch meinen Salon und brenne darauf, von dir zu hören, wen denn eigentlich Ernst Eisenhart so glühend liebt.“

Tina König wollte erwidern, aber die Stimme versagte. Sie schloß die Augen, doch unter den Lidern drängten sich Tränen hervor. Da kniete Helene Caspарsen schnell vor der kleinen Freundin nieder und schlang die Arme um sie.

„Du weißt es nicht?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Soll ich es dir sagen, Tina?“

Sie regte sich nicht.

„Nun, wenn du es durchaus wissen willst: es ist eine elegante junge Dame, aber ein kleiner Springinsfeld, ein herziger Schwarzkopf und heißt — rate einmal.“

Tina saß unbeweglich und hielt die Augen geschlossen. Da nahm Helene das rosige Ohrläppchen der Freundin, küßte es und flüsterte ihr ins Ohr: „Eisenharts Liebe heißt — Tina König.“

Glutübergossen saß das junge Mädchen in seinem Sessel. Dann öffnete es die Augen und sagte mit einer Stimme, die zwischen Freude und Unglauben

hin und her zitterte: „Das mußt du nicht sagen, Helene.“

„Aber er sagt es ja selber, kleine Zweiflerin.“

„Nein, nein, Helene, er hat dich geliebt. Ich will mich nicht eindrängen.“

Fräulein Caspارsen schüttelte energisch die leuchtenden Flechten.

„Was fange ich nur mit solchem Trotz an? Das Kind fühlt ganz genau, daß ich die Wahrheit spreche, und sperrt sich gegen das eigene Glücksempfinden. Ich werde dich zu Bett schicken, weißt du das?“

Dann küßte sie sie von neuem und redete auf sie ein.

„Eisenhart ist ein Kind, daß er dir nicht schon längst gesagt hat, was er dir doch unbedingt sagen will, und du bist ein Kind, daß du nicht glauben willst, was du doch so gern glauben möchtest. Ihr seid also beide Kinder und paßt deshalb vorzüglich zueinander. Hab' ich nicht recht, oder magst du ihn gar nicht?“

„Helene,“ entgegnete sie strafend.

„Nun ja, ich schweige schon. Aber eines sollst du mir doch noch gestehen: Hat er dir wirklich bis heute noch nichts mitgeteilt?“

„Nein,“ sagte sie leise.

„Besinne dich mal, Herz. Kein Wörtchen, kein Extrabriefchen?“

„Er schrieb nur über seinen holländischen Aufenthalt und über die Fortschritte, die er täglich mache. Ich habe mich immer sehr mit ihm gefreut.“

„Sonst nichts?“

„Nein.“

„Besinn dich noch einmal, Liebling.“

„Ja, einmal schickte er mir ein Billett.“

„Aha, und was war der Inhalt, wenn es keine Staatsgeheimnisse waren?“

„Ich habe das Billett nicht geöffnet. Es stand darauf: Erst nach meiner Rückkehr zu öffnen.“

„Dann zeige es mir doch einmal her. Denn ich nehme an, daß du es seitdem bei dir trägst.“

„Aber wie kommst du nur darauf, Helene?“

„Keine Ausflüchte; du hast es bei dir, und ich wünsche es zu sehen.“

Zögernd holte Tina ihr Visitenkartentäschchen hervor, dem sie ein zusammengefaltetes Billett entnahm. Schelmisch zwinkernd ließ Helene es sich aushändigen und betrachtete es von allen Seiten. Dann faßte sie einen schnellen Entschluß.

„Willst du mir jetzt sagen, ob du an Eisenharts Liebe zu dir glaubst und ihn wiederliebst? — Du wendest dich ab? Du willst meinen guten Freund ungehört verdammen? Nein, nein, so entkommst du mir nicht. Ich bin keine Jesuitin, aber in diesem Falle heiligt der Zweck wirklich die Mittel. Ich werde Eisenharts Brief öffnen.“

Und bevor ihr Tina erschreckt die Hände fesseln konnte, hatte sie das Kuvert heruntergerissen und las. Verräterisch zuckte es dabei in ihrem Gesicht, aber sie unterdrückte gewaltsam den Ausbruch der Fröhlichkeit, und Tina das Billett hinreichend sagte sie ernst: „Da lies. Solchen triftigen Argumenten wirst du dich nicht widersetzen können. Lies jetzt nur. Das Briefgeheimnis ist nun doch einmal verletzt.“

Noch immer zögerte Tina. Dann nahm sie hastig das Kärtchen entgegen und las.

„Liebe Tina! Was für ein großer Esel ich bin, habe ich erst gesehen, seit ich Abschied von Dir nahm. Aber selbst die schönste Dummheit ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Wenn Du wolltest, könntest Du mich wieder zum Menschen machen, und zwar hintereinander zum glücklichsten unter allen.

Ernst Eisenhart."

Der Brief war im ersten Monat nach seiner Abreise geschrieben.

„Nun —?" fragte Helene. „Streckst du die Waffen vor solcher Erkenntnis?"

„Wann kommt er?" gab sie kaum hörbar zurück.

„Morgen abend, mein Schatz. Aber du willst dich doch nicht etwa vor ihm davonmachen?"

„Wird er übermorgen früh bei mir sein?"

„Ich glaube, er wird es, ohne daß ich ihn besonders darauf aufmerksam mache. Du kennst ja den ungezogenen Jungen gut genug."

„Helene!" jubelte Tina auf, faßte sie um die Taille und wirbelte mit ihr durchs Zimmer. „Ich bin ja so glücklich, so glücklich!"

„Meinst du etwa, ich nicht auch, daß sich alles so schmerzlos gelöst? Oder hieltst du mich auch nur für eine Art Vampir, eine herzlose Kokette?"

„Du bist die schönste, liebste und beste aller Freundinnen!"

„Das sagt dein Ernst auch," meinte sie mit einem stillen Lächeln.

„Und er soll es dir immer sagen,“ rief die andere begeistert und preßte sie an sich.

„Was meinst du, Tina, wenn ich den Wagen vorfahren ließe? Es ist noch früh. Wir fahren hinaus zum Zoologischen Garten, wo unser aller Glück begonnen hat, weißt du, Herz, ohne daß er es ahnte, bei seiner Unterhaltung über Beduinenfrauen und Leberfleckchen und dergleichen. Dadurch sind wir beide Bräute geworden.“

„Ja, ja,“ lachte Tina, „die Leberfleckchen! Das hatte uns so viel Spaß gemacht, wie du mir davon erzähltest, daß wir uns den malenden Herrn Vetter mal aus der Nähe ansehen wollten. Und wir luden ihn ein — —“

„Ja, ja,“ machte auch Helene mit einem komischen Seufzer. „Komm, Kind, fahren wir zum Zoologischen Garten, vielleicht sind wieder Beduinenfrauen da.“

„Ich hoffe, daß Ernst sich nicht mehr darum kümmert,“ scherzte Tina.

„Höchstens der Schönheitsfleckchen wegen; das mußt du einem Maler vergönnen. O,“ unterbrach sie sich plötzlich und hob das schöne Köpfchen der Freundin empor, die mädchenhaft verlegen ihrem Blick auswich, „braucht er deshalb auch nicht erst zu den Beduinen? — Der glückliche Ernst! — —“

Kurz darauf fuhren zwei schöne, fröhliche Menschenkinder den Parkanlagen des Zoologischen Gartens entgegen.

XII

Ernst Eisenhart war heimgekehrt. Am Dienstagabend langte er mit seinem und des Freundes Gepäck sowie dem sorgfältig zwischen Brettern geschützten Bilde in Hamburg an. Wie der Zug in die Bahnhofshalle einlief, fiel sein erster Blick auf Vilmar, der grüßend ihm das Taschentuch entgegenschwenkte. Schnell ordnete er das Herausschaffen der Gepäckstücke an und eilte auf den Freund zu, der ihm mit tiefer Verneigung eine Elfenbeinkarte entgegenhielt.

„Im Namen eines hochlöblichen Senats und einer ehrbaren Kaufmannschaft von Hamburg heiße ich dich willkommen in der Vaterstadt."

„Mach keine Schnurren," lachte Eisenhart humoristisch, „was hast du denn da?"

Und er las:

„Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Helene mit dem Kunstmaler und Leutnant der Reserve Herrn Dietrich Vilmar bringen geziemend zur Kenntnis

Senator A. H. Casparsen und Frau geb. Hinrichs."

Er ließ das Blatt sinken und sah den Freund bewundernd an.

„Donnerwetter, Junge, du bist wohl Schnellmaler geworden? Bleibst doch ein fixer Kerl. Ich gratuliere aufs herzlichste."

Er schüttelte ihm kräftig die Hand und klopfte ihm auf die Schulter.

„Du bist der erste, der die Anzeige erhält. Vor zehn Minuten kamen die Karten erst aus der Lithographie," erklärte Vilmar.

„Ich weiß die Ehre zu schätzen," antwortete der Freund, „ich stand den Dingen ja auch nicht so fern."

Sie nahmen eine Droschke, ließen das Gepäck aufladen und fuhren zu Eisenharts Wohnung, wo eine vertrauliche Begrüßung zwischen Vater und Sohn und der alten Wirtschafterin Frau Trude stattfand. Dann kletterten die Maler zum Atelier hinauf und schälten zunächst das Bild aus seinen Umhüllungen los. Als es auf der Staffelei stand und so gerückt war, daß der letzte Abendschein auf dem Gemälde lag, blieb Vilmar lange in Träume versunken vor ihm auf dem Schemel sitzen.

„Es ist — ist — grandios," sagte er endlich. „Wird es dir nicht schwer, dich davon zu trennen?"

„Mit der Trennung wird es gute Wege haben," meinte Eisenhart trocken. „Die Leute reißen sich vorläufig nicht um meine Bilder."

„Wie teuer stellt es sich?"

„Ich dachte es mit zehntausend Mark auszuzeichnen," schmunzelte der Maler. „Der Form wegen vor den Leuten. Man muß dem Publikum Respekt einflößen. Was ich nachher dafür in Wirklichkeit bekomme, das steht auf einem anderen Blatt."

„Das Bild ist den Preis wert " bemerkte Vilmar, „es ist sogar mehr wert."

„Schönen Dank für die gute Ansicht. Aber ich gebe es schon für ...“

„Halt,“ unterbrach ihn der andere. „Ich habe schon einen Käufer.“

„Nicht möglich?“ staunte Eisenhart. „Sollten die Dummen in der Tat nicht alle werden?“

„Es ist der Senator Caspersen.“

„Dein Schwiegervater?“

„In höchsteigener Person.“

„Aber wie verfällt der Ehrenmann gerade auf mein Bild? Scheint übrigens was zu verstehen, der würdige Herr.“

„Als ich mir heute morgen seinen Segen holte,“ erzählte Vilmar, „da wollte er gleich fort zum Juwelier, um seiner Tochter ein Kollier als Brautgabe zu kaufen. Aber Helene hinderte ihn daran. Sie wollte ein Gemälde. ‚Ein Gemälde?‘ fragte der gute Vater erstaunt. ‚Nun ja,‘ erwiderte sie, ‚als angehende Künstlerfrau muß ich doch einen besseren Geschmack entwickeln, ich will die Malerei in Mode bringen.‘“

„Ein sehr richtiger Gedanke,“ warf Eisenhart ein. „Aber was hat mein Bild damit zu tun?“

„Ich hatte ihr vorher schon davon gesprochen. Du kannst dir denken, wie sie sich für das berühmte Konkurrenzbild interessierte, wie sie sofort darauf bestand, es in ihren Besitz zu bringen, um es als teures Andenken nie wieder herzugeben. Da gab's auch für den Vater kein langes Besinnen. Sie ist ein bißchen kapriziös, die Helene — c'est tout.“

„So werde ich ihr das Bild schenken," entschied Eisenhart.

Vilmar hatte das Wort erwartet.

„Das sähe deinem Unverstand ganz ähnlich," erwiderte er, „aber du kommst zu spät. Jetzt hat sich schon der Alte in den Kopf gesetzt, das Bild unter allen Umständen zu schenken, und du wirst ihm die Freude nicht verderben. Er hat mich zum Unterhändler bestellt, und ich kaufe hiermit das Bild zu dem von dir festgesetzten billigen Preise. Wenn du aber ebenfalls Helene zur Hochzeit mit einem Bilde erfreuen willst und mich mit, so soll ich dir Helenens herzliche Bitte aussprechen, ihr Porträt zu malen. Darf ich ihr eine gute Nachricht heimbringen, Ernst?"

Er hielt ihm die Hand hin, und der andere schlug ein.

„Ihr wißt den Menschen Freude zu bereiten," sagte er.

„Wir haben's von dir gelernt. Und nun komm. Ich brauche dich wohl nicht daran zu erinnern, daß es bisher Usus unter uns war, ein paar extrafeine Flaschen zu spenden, wenn einem der Verkauf eines Bildes geglückt war. Oder willst du dich von dem alten Herkommen drücken und das Geld bei Heller und Pfennig auf die Sparkasse legen?"

„Bitte sehr," versetzte Eisenhart, „du sprichst mit einem Nabob. Übrigens komisch, daß ich die Manieren dazu schon so lange hatte. Ich muß stark an Vorahnungen gelitten haben."

Als sie schon in der Tür waren, hielt Eisenhart den Freund noch einmal zurück.

„Und sonst nichts Neues?“

„Wieso?“

„Na, außer einem glücklichen Bräutigam haben doch auch noch andere Leute ihre speziellen Herzensangelegenheiten.“

Der andere schien zu begreifen.

„Ach so, das meinst du?“

„Denke dir! Das mein' ich.“

„Armer Junge, ich fürchte, man wird dir gründlich den Kopf waschen.“

„Es wird nicht gleich eine Erkältung geben,“ brummte Eisenhart.

„Eine Erkältung wär' auch das letzte, was ich bei euch für möglich hielte. Nimm für alle Fälle einen Thermometer mit, damit du die Temperaturwechsel feststellen kannst. Das ist nicht schlecht.“

„Aber deine Witze sind es,“ bemerkte Eisenhart. „Was so ein Bräutigam doch in geistiger Beziehung verlobbert!“

Arm in Arm wandelten sie durch die Straßen Hamburgs.

* * *

Tina König hatte die Nacht unruhig geschlafen. Schon am frühen Morgen war sie auf und durcheilte das Haus treppauf und treppab, ohne recht zu wissen, weshalb. Als sie mit ihrem Vater den Tee einnahm, fragte sie ihn, ob sie ihn nicht um zwölf Uhr zum Frühstück erwarten könnte: „Du bestellst dir den Wagen zum Kontor und verlierst gar nicht viel Zeit.“

„Aber ich sehe wahrhaftig keinen Grund, Tinchen. Oder erwartest du Besuch?"

„Jawohl, Papa, Vetter Ernst kommt. Er ist gestern abend von seiner Studienreise zurückgekehrt."

„Nun, den guten Jungen könnte ich wohl auch ein anderes Mal begrüßen. Lade ihn meinetwegen auf den Abend ein."

„Wie du befiehlst, Papa. Ich hätte mich nur gefreut, wenn —"

Der Alte warf seinem Kinde einen sonderbaren Blick zu. Dann erhob er sich.

„Wir wollen sehen," sagte er. „Vielleicht überrasche ich euch."

Tina wurde dunkelrot und wandte sich schnell ab.

„Tu das, Papa. Auf Wiedersehen also!"

Es war kaum elf Uhr, als ihr Herr Maler Eisenhart gemeldet wurde. Sie sah erschreckt nach der Uhr. So früh schon? Dann winkte sie, man möge ihn eintreten lassen. Sie hörte seinen schnellen Tritt im Nebenzimmer, jetzt wurden die Portieren zurückgeschlagen — da war er.

Sie hatte sich vorgenommen, ihn sehr würdig zu empfangen. Aber es gelang ihr schlecht damit.

„Tina," rief er und streckte ihr beide Hände entgegen.

„Guten Tag, Ernst. Glücklich wieder daheim?"

„Ob glücklich, das muß sich erst herausstellen. Aber sollen wir nicht an das gute Ende einen guten Anfang knüpfen?"

„Wir sind ja dabei."

„Nein, nein, keine Herstellung auf kaltem Wege.

Ich habe zum Abschied einen Kuß bekommen und möchte beim Wiedersehen nicht schlechter fahren. Sonst feiere ich lieber gleich wieder Abschied mit dir, damit ich auf die Kosten komme."

„Dorthin setzest du dich und bist ganz artig."

„Tin—"

„Dorthin! — — So! Wenn man dich nicht etwas kurz hält, galoppierst du über Hecken und Zäune."

„O Tina, ich galoppier' dir wirklich nicht mehr davon."

„Bist du das Reisen leid?"

„Wenn es nicht zu zweit geschehen kann, ja!"

„Du hast ja Vilmar."

„Und Vilmar hat Helene," seufzte er, „und ich — ich? ..."

„Was, ich?"

„Und ich hätte so gern Tina!"

„Sitzen bleiben!" rief sie, denn er machte Miene, aufzuspringen. „Ich verspüre absolut keine Lust, einen solchen Schmetterling anzuhören."

„Wenn du mich nicht anhören willst, so lies doch wenigstens das Billett, das ich dir vor Monaten von Holland aus geschickt habe. Ich verlange, vernommen zu werden! Das Recht hat selbst der Mörder."

„Ich denke gar nicht daran, dein Billett zu lesen. Es wird wohl nicht viel Interessantes enthalten. Höchstens eine Liebeserklärung ..."

„Höchstens? Das nennst du höchstens?" rief er aus und fuhr vom Stuhle auf. „Tina! Tina! Tina!"

Die aber hob stolz das Näschen, streckte den Finger aus und sagte streng: „Wo gehörst du hin?"

Da kniete der große Mann zu den kleinsten Füßen nieder.

„So!" sagte sie befriedigt. „Das zur Strafe, weil du früher einmal einer anderen Dame den Hof gemacht hast. Soll ich auf die Details eingehen?"

„Es ist gewiß nicht nötig."

„So tue nur schön Buße."

„Tina, ich fress' deine kleinen Füße auf, ich verzappele."

„Du hast mich auch zappeln lassen."

„Was?" schrie er. „Du? — Du?"

Und ohne daß sie ihm wehren konnte, war er aufgesprungen und hatte sie an sich gerissen und küßte ihr Mund und Augen und Haar. Da schlang auch sie ihm die Arme um den Hals.

„Tina," sagte er, „jetzt mußt du mir etwas nachsprechen. Wenn du das fertig bringst, dann bist du einzig in Hamburg. Es stammt aus dem fröhlichen Düsseldorf, damals, als für mich das goldene Zeitalter der Jugend, der Kunst, der Ausgelassenheit und Schwärmerei anbrach, in dem wir zwei, nein, wir vier, denn Vilmars gehören auch dazu, jetzt leben. Das Wort hat damals zuerst aus dem steifleinenen Hamburger einen fidelen Menschen gemacht, nun soll es einen glücklichen aus ihm machen. Also! Du süße ..."

„Du süße," wiederholte Tina und spitzte das Mäulchen.

„Du süße, dreckige Jung."

„Du süße, dreckige Jung," ahmte sie ihm nach und fiel ihm lachend um den Hals. Da hob er sie mit einem Male hoch in die Luft.

„Hm, hm," räusperte sich zwischen den Portieren eine trockene Kehle, „es ist doch gut, daß ich schon eine Stunde vor dem Frühstück erschienen bin. Wenn ihr mit euren Akrobatenkunststücken so weit seid, dann sagt es mir, bitte. Aber übereilt euch durchaus nicht."

„Papa!"

„Onkel!"

„Wirklich? Ihr erkennt mich?" sagte der Handelsherr ironisch. „Ich kann dasselbe von euch leider nicht sagen, denn ich erkenne euch ganz und gar nicht wieder. Aber ich warte mit Vergnügen, bis mein Herr Neffe es für an der Zeit hält, mich ins Vertrauen zu ziehen."

„Dann, lieber Onkel," entgegnete Eisenhart rasch, „wäre dieser Zeitpunkt der günstigste. Ich will dich mit der Vorgeschichte unserer Liebe nicht aufhalten . . ."

„Vorgeschichte?" wiederholte der alte Herr mißtrauisch.

„Oder Ouvertüre oder Präludium, lieber Onkel, wenn dir das poetischer klingt; jedenfalls eine Sache, die zwei Menschen bereits ins reine gebracht haben."

„So, so, und da wolltet ihr euch jeden dritten ergebenst verbeten haben? Ihr braucht nur zu befehlen."

„Im Gegenteil, Papa," rief Tina plötzlich lebhaft. Sie hatte sich von dem Schreck, den ihr der Eintritt des Vaters verursacht hatte, erholt, gerade zur rechten Zeit, um in den Kampf einzugreifen, als die Wage kritisch stand. „Ach, Papa, wir erwarteten dich doch zum Frühstück, ich selbst habe dich gebeten, zu kommen; da wollten wir dir alles gestehen, Väterchen, und um deinen Segen bitten. Ist es nicht so, Ernst? Aber nun

stürmst du uns vorzeitig ins Haus und verdirbst uns die ganze Überraschung."

„Na, Tina, wenn das keine Überraschung war — Doch lassen wir das ruhen. Habe ich mich hier zu entschuldigen, oder wer sonst?"

„Du, lieber Onkel," sagte Eisenhart fest. „Denn dieses reizende Geschöpf, das mir für Zeit und Ewigkeit den Kopf verdreht hat, ist deine Tochter. Das wirst du nicht ableugnen können. Du bist also die mittelbare Ursache an meinem Gemütszustande, und um denselben wieder etwas zu heben, bitte ich dich in aller Bescheidenheit um die Hand deiner Tochter und um deinen Segen."

Der Handelsherr zog sich einen Stuhl heran und ließ sich breit nieder. „Du gestattest mir wohl, daß ich dir vorher ein wenig den Katechismus abhöre. Ich bin Kaufmann und liebe es, einen Blick ins Hauptbuch zu tun. Also antworte mir ehrlich. Wie hoch belaufen sich deine Einnahmen?"

„In diesem Jahre werden es rund gerechnet fünfzehntausend Mark sein, lieber Onkel."

„Was?" rief dieser bestürzt. „Fünfzehntausend? Du wolltest wohl sagen: fünfzehnhundert? Du würdest mich verpflichten, Ernst, wenn du mir das Rätsel mit einigen Belegen lösen wolltest."

„Aber gewiß, Onkel. Da ist zunächst ein Posten von dreitausend Mark für das Porträt eines Herrn König. Ich sehe es deiner freundlichen Miene an, daß du den Herrn kennst und dich über seinen Auftrag freust. Ferner kleinere Summen für Stillleben aus Südfrankreich, Helgoland und der Türkei. Zum Schluß hier ein

Scheck, lieber Onkel, für das Bild, das ich gestern von Holland hierher geschafft habe. Sieh dir das Papier an. Es sind zehntausend Mark. Der Mann ist doch gut dafür?"

„A. H. Casparsen," las der Handelsherr stammelnd. „Beruhige dich, mein Freund Casparsen ist sogar für noch etwas mehr gut. Wenn du sein Hofmaler wirst, kannst du ihm unbedenklich einige Millionen kreditieren."

„Du nimmst mir einen Stein vom Herzen," sagte Eisenhart, „und nun frage weiter."

„Wirst du jedes Jahr — so viel — oder auch mehr — verdienen?"

„Das kann ich mit Bestimmtheit erst in einigen Jahren sagen. Aber du kannst dich auf mich verlassen, ich werde arbeiten, was nur heraus will."

„Und du liebst — Tina?" fragte der alte Herr, und seine Stimme zitterte ein wenig.

„Onkel, ich möchte sie gleich mitnehmen."

„Und — du, mein Kind?"

Statt aller Antwort barg sie ihr glühendes Köpfchen fest an des Vaters Brust.

„Du liebst ihn ebenso wieder?"

Sie nickte heftig.

Der alte Handelsherr überlegte lange. Es herrschte die Stille einer weihevollen Feierstunde im Gemach. Dann winkte er Eisenhart zu sich.

„Ich halte dich für einen braven Jungen und traue dir zu, daß du mein Kind glücklich machst. Aber ich habe eine Bedingung."

„Wenn Tinas Besitz damit verknüpft ist, gehe ich jede ein.“

„Ihr dürft mich in meinem großen Hause nicht allein lassen. Ihr müßt hier wohnen. Der Raum reicht auch für deine Ateliers. Ich kann mich von meinem Kinde nicht trennen.“

Eisenhart, tief bewegt von der Liebe des alten Mannes und seiner in so vornehmer Form gebotenen Großmut, preßte ihm fest die Hand.

„Alles, was du willst! Du weißt, wir sind stolz auf dich.“

„So will ich einen Boten auf die Börse schicken, denn dein Vater wird wohl dort sein, mein Junge. Er soll uns bei der Verlobung nicht fehlen.“

„Ich wollte gerade darum bitten,“ sagte Eisenhart.

„Und, bitte, Papa, schicke zu Casparsens. Herr Vilmar wird wohl dort sein. Wir ließen das Brautpaar auf eine halbe Stunde zu einer wichtigen Unterhaltung bitten.“

Der alte Herr versprach es und ging selbst, um die Boten abzufertigen.

„So,“ meinte Eisenhart und steckte die Hände in die Taschen, „jetzt soll's mich doch wundern, wie lange ich auf meinen Kuß warten soll.“

„Und ich,“ erwiderte Tina und stellte sich, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, dicht vor ihm auf, „ich wollte dich gerade dasselbe fragen.“ —

Als eine Stunde später die beiden Paare mit leuchtenden Blicken einander gegenüber saßen und Tina mit Vilmar und Helene mit Eisenhart als vierblättriges

Kleeblatt im schäumenden Sekt auf du und du getrunken, da nahm der alte Handelsherr König seinen Schwager, den alten Makler Eisenhart, auf die Seite und bot ihm eine seiner intimen Zigarren. Durch die Portieren sahen sie die Kinder.

„Wir sind zwar alte Rechenmaschinen, Schwager," meinte er, „wie die meisten in unserem guten Hamburg. Aber wenn wir die da drinnen sehen in ihrem Glück, ihrer Jugend, ihrer Schönheit und ihrer Kunstbegeisterung, meinetwegen darfst du auch ein bißchen Leichtsinn zufügen, dann wird es selbst uns Zahlenmenschen warm ums Herz, und wir glauben und empfinden, daß auch heutzutage noch das ‚goldene Zeitalter' existiert wie vor ein paar tausend Jahren. Prost, Alter. Laß dir die Augen nicht feucht werden. In unseren Kindern finden wir jetzt die Jugend wieder. Prost, Alterchen. Die Sonne geht immer von neuem auf."

um einen frischen, natürlichen Ton handelt, aber er folgt ihnen nicht auf das Gebiet geschmackloser Exzentrizitäten. Gesunde, kurzweilige, dabei doch aber gründliche und nicht zuletzt humorvolle, lebensfreudige Eigenart ist es, die dem „Adjutanten" sein literarisches Signum gibt. **Hamburger Nachrichten.**

Ganz anders — ohne langes Grübeln, mit frischer, ursprünglicher Kraft — packt Rudolf Herzog in seinem Roman „Der Adjutant" seinen Vorwurf an. Dieser Adjutant ist wieder eine der echt Herzogschen Gestalten: keck und schneidig, eine Herren- und Siegernatur, die gewöhnt ist, tambours battants vorzugehen und sich mit zäher Energie über alle Hindernisse und Schranken hinwegsetzt. Das Schroffe, das solchen Erscheinungen vielfach anhaftet, wird geschickt durch eine Reihe sympathischer Eigenschaften gemildert, die bewirken, daß man dem Adjutanten sehr bald sein volles Mitgefühl zuwendet. **Berliner Börsen-Courier.**

In unserer vielschreibenden und leider so viel Überflüssiges und so wenig Erquickliches schreibenden Zeit empfinden wir es ganz besonders dankbar, wenn uns zur Abwechslung einmal ein Buch geboten wird, dessen Lektüre uns ein ungemischtes Vergnügen bereitet. Dieser seltene Vorzug ist dem Roman „Das goldene Zeitalter" von Rudolf Herzog uneingeschränkt anzuerkennen, dessen frischfröhlicher gemütvoller Humor uns wie Frühlingshauch entgegenweht. Und bei all der rosigen Stimmung, die sich über das ganze Buch verbreitet, versteht es der Autor, ganz unauffällig und doch bemerkbar, ernstere Streiflichter aufzusetzen, die ihre Wirkung umso sicherer erreichen. Frisch und heiter von Anfang bis zu Ende ist das reizende Buch geschrieben, dessen Lektüre wir allen wärmstens empfehlen, die es lieben, sich an herzerfrischendem, anmutigem Humor zu erfreuen, durch ihn sich emporheben zu lassen aus dem grauen, grämlichen Einerlei des Alltags. **Vossische Zeitung, Berlin.**

Ein Werk voll Originalität und Stil. In köstlich frischer, lebendiger Manier, mit sonnigem Humor erzählt der Verfasser die Herzensgeschichte zweier befreundeter Maler. Rudolf Herzog zeigt sich in diesem Roman, der sich in der alten Hansestadt abspielt, als ein glänzender Sitten- und Charakterschilderer. **Deutsche Warte, Berlin.**

Ein weißer Rabe — ein Roman von modernem Gehalt, der nicht tiefschwarz in die Erscheinung tritt, sondern die Farbe eines lichten, mutigen Optimismus an sich trägt! Herzog hat die Scharfsichtigkeit der neueren Schriftsteller; sein Roman bleibt nichts von den härteren Bedingungen des Daseins schuldig, hebt uns aber nichtsdestoweniger in den Bereich tapferer Zuversicht, in das immer wiederkehrende „goldene Zeitalter" der tüchtigen, sich selbst vertrauenden Jugend empor. Diese Lebensanschauung erfrischt, man lebt gern mit den Gestalten des Herzogschen Romans und behält die erwärmenden und erheiternden Eindrücke in gutem Andenken. **Neues Wiener Tagblatt.**

Es ist erfreulich, unter den jüngeren Talenten, deren Mehrheit darin wetteifert, vom Leben abzuschrecken, einem fröhlichen Schriftsteller zu begegnen, der die Lichtseiten des Lebenskampfes so glücklich hervorzukehren weiß. **Bohemia, Prag.**

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ldbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Althof, Paul (Alice Gurschner), Die wunderbare Brücke und andere Geschichten Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Das verlorene Wort. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka — Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Wolken und Sunn'schein. 5. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorcks Offiziere. Roman von 1812/13. 2. u. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Auerbach, Berthold, Barfüßele. Erzähl. 42. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Sämtliche Schwarzwälder Dorfgesch. 4 Bände
Geh. Bd. 1: M. 1.80; Bd. 2: M. 1.80; Bd. 3: M. 2.—; Bd. 4: M. 1.80
Lnbd. Bd. 1: M. 2.50; Bd. 2: M. 2.50; Bd. 3: M. 2.70; Bd. 4: M. 2.50
—„— Auf der Höhe. Roman. 2 Bände Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Das Landhaus am Rhein. Roman. 2 Bände Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.20
—„— Spinoza. Ein Denkerleben Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 1.70
—„— Drei einzige Töchter. Novellen Lnbd. M. 3.—
—„— Deutsche Illustrierte Volksbücher. 2 Bände Geh M. 4.—, Lnbd. M. 5.60
—„— Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte Geh. M. 1.40, Lnbd. M. 2.10
Baumbach, Rudolf, Erzähl. u. Märchen. 17. Tsd. Lnbd. M. 3.—, Ldbd. M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 15. u. 16. Tsd. Lnbd. M. 3.80, Ldbd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 9. Tsd. Lnbd. M. 6.20, Ldbd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 8. Tsd. Lnbd. M. 4.—, Ldbd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 38. u. 39. Tsd. Lnbd. M. 4.20, Ldbd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben 2. u. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister. Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Böhlau, Helene, Salin Kalisky. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ein königlicher Kaufmann. Hanseatischer Roman 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Die erste Beichte Miniatur-Ausgabe. 2. Aufl. Mit Porträt Lnbd. M. 2.—
—„— Božena. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 6. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 7. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis — Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

um einen frischen, natürlichen Ton handelt, aber er folgt ihnen nicht auf das Gebiet geschmackloser Exzentrizitäten. Gesunde, kurzweilige, dabei doch aber gründliche und nicht zuletzt humorvolle, lebensfreudige Eigenart ist es, die dem „Adjutanten“ sein literarisches Signum gibt. **Hamburger Nachrichten.**

Ganz anders — ohne langes Grübeln, mit frischer, ursprünglicher Kraft — packt Rudolf Herzog in seinem Roman „Der Adjutant“ seinen Vorwurf an. Dieser Adjutant ist wieder eine der echt Herzogschen Gestalten: keck und schneidig, eine Herren- und Siegernatur, die gewöhnt ist, tambours battants vorzugehen und sich mit zäher Energie über alle Hindernisse und Schranken hinwegsetzt. Das Schroffe, das solchen Erscheinungen vielfach anhaftet, wird geschickt durch eine Reihe sympathischer Eigenschaften gemildert, die bewirken, daß man dem Adjutanten sehr bald sein volles Mitgefühl zuwendet. **Berliner Börsen-Courier.**

In unserer vielschreibenden und leider so viel Überflüssiges und so wenig Erquickliches schreibenden Zeit empfinden wir es ganz besonders dankbar, wenn uns zur Abwechslung einmal ein Buch geboten wird, dessen Lektüre uns ein ungemischtes Vergnügen bereitet. Dieser seltene Vorzug ist dem Roman „Das goldene Zeitalter“ von Rudolf Herzog uneingeschränkt anzuerkennen, dessen frischfröhlicher gemütvoller Humor uns wie Frühlingshauch entgegenweht. Und bei all der rosigen Stimmung, die sich über das ganze Buch verbreitet, versteht es der Autor, ganz unauffällig und doch bemerkbar, ernstere Streiflichter aufzusetzen, die ihre Wirkung umso sicherer erreichen. Frisch und heiter von Anfang bis zu Ende ist das reizende Buch geschrieben, dessen Lektüre wir allen wärmstens empfehlen, die es lieben, sich an herzerfrischendem, anmutigem Humor zu erfreuen, durch ihn sich emporheben zu lassen aus dem grauen, grämlichen Einerlei des Alltags. **Vossische Zeitung, Berlin.**

Ein Werk voll Originalität und Stil. In köstlich frischer, lebendiger Manier, mit sonnigem Humor erzählt der Verfasser die Herzensgeschichte zweier befreundeter Maler. Rudolf Herzog zeigt sich in diesem Roman, der sich in der alten Hansestadt abspielt, als ein glänzender Sitten- und Charakterschilderer. **Deutsche Warte, Berlin.**

Ein weißer Rabe — ein Roman von modernem Gehalt, der nicht tiefschwarz in die Erscheinung tritt, sondern die Farbe eines lichten, mutigen Optimismus an sich trägt! Herzog hat die Scharfsichtigkeit der neueren Schriftsteller; sein Roman bleibt nichts von den härteren Bedingungen des Daseins schuldig, hebt uns aber nichtsdestoweniger in den Bereich tapferer Zuversicht, in das immer wiederkehrende „goldene Zeitalter“ der tüchtigen, sich selbst vertrauenden Jugend empor. Diese Lebensanschauung erfrischt, man lebt gern mit den Gestalten des Herzogschen Romans und behält die erwärmenden und erheiternden Eindrücke in gutem Andenken. **Neues Wiener Tagblatt.**

Es ist erfreulich, unter den jüngeren Talenten, deren Mehrheit darin wetteifert, vom Leben abzuschrecken, einem fröhlichen Schriftsteller zu begegnen, der die Lichtseiten des Lebenskampfes so glücklich hervorzukehren weiß. **Bohemia, Prag.**

El-Correï, Das Tal des Traumes. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Engel, Eduard, Paraskewúla u. a. Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 7. Aufl. Geh. M. 2.50 Lnbd. M. 3.50
—„— Quitt. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 11. u. 12. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott des alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 9. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 2 Bde. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Ungeschickte Leute. Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzählg. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bde. 3. Aufl. Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
—„— Leib Weihnachtskuchen und sein Kind. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte
Roman. 2 Bände. 3. Aufl. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Harbou, Thea v., Die nach uns kommen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. Ein moderner Totentanz. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Joggeli. Geschichte e. Jugend. 16. u. 17. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Laubgewind. Roman. 33.—36. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Da träumen sie von Lieb' und Glück!
Drei Schweizer Novellen. 16.—20. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Felix Notvest. Roman. 17.—20. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 51.—54. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 45.—50. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Abenteurer. Roman
Mit Porträt. 31.—35. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der Adjutant. Roman. 7.—10. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Graf von Gleichen. Ein Gegenwartsroman
14.—18. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Es gibt ein Glück ... Novellen. 21.—25. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Hanseaten. Roman. 46.—50. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Das Lebenslied. Roman. 37.—42. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 31.—35. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzähl. 8. u. 9. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 66.—70. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Wiskottens. Roman
50. (Jubiläums-) Aufl. Mit Porträt Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Das goldene Zeitalter. Roman. 7. u. 8. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 12. Aufl. Geh. M. 1.20, Lnbd. M. 2.40

Heyse, Paul, L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Das Ewigmenschliche. Erinnerungen a. e. Alltagsleben — Ein Familienhaus. Novelle. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Die Geburt der Venus. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— In der Geisterstunde. 4. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Das Haus „Zum unglaubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Kinder der Welt. Roman. 2 Bde. 26.—28. Aufl. Geh. M. 4.80, Lnbd. M. 6.80

—„— Helldunkles Leben. Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Himmlische u. irdische Liebe u. a. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Neue Märchen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Marthas Briefe an Maria. 2. Aufl. Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—

—„— Melusine und andere Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Menschen und Schicksale. Charakterbilder 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Merlin. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Ninon und andere Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—

—„— Novellen vom Gardasee. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40

—„— Meraner Novellen. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Neue Novellen. Min.-Ausgabe. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Im Paradiese. Roman. 2 Bde. 14. u. 15. Aufl. Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80

—„— Das Rätsel des Lebens. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—„— Der Roman der Stiftsdame. 13. u. 14. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40

—„— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Crone Stäudlin. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Gegen den Strom. Eine weltliche Klostergeschichte 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 2.40, Lnbd. M. 3.40

—„— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Nov. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50

—„— Victoria regia und andere Novellen. 2.—4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Villa Falconieri und andere Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Aus den Vorbergen. Vier Novellen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—„— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Weihnachtsgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

—„— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50

—„— 's Reis am Weg. 3. Aufl. Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50

—„— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—

—„— Ein alter Streit. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20

Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—

Hoffmann, Hans, Bozener Märchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 3.50

—„— Ostseemärchen. 3. Aufl. Lnbd. M. 4.—

Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

—„— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr Zwei Erzählungen Lnbd. M. 2.40

Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Jugenderinnerungen eines alten Mannes, s. **Kügelgen**

Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

—„— Wenn die Sonne untergeht. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50

Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman
8 Bände. 60.—64. Aufl. Geh. M. 9.—, Bndd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—„— Martin Salander. Roman. 39.—43. Aufl.
Geh. M. 3.—, Bndd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 64.—68. Aufl.
Geh. M. 6.—, Bndd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—„— Züricher Novellen. 63.—67. Aufl.
Geh. M. 3.—, Bndd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden
50.—54. Aufl. Geh. M. 3.—, Bndd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Bndd. M. 3.—
—„— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung
Miniatur-Ausg. 7. Aufl. Geh. M. 2.30, Bndd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nord. Novellen Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Kügelgen, Wilhelm v., Jugenderinnerungen eines
alten Mannes. Original-Ausg. 25. Aufl. Geh. M. 1.80, Bndd. M. 2.40
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Bndd. M. 3.—
—„— Italienische Erzählungen Bndd. M. 5.50
—„— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Bndd. M. 3.—
—„— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld
Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Bndd. M. 5.—
—„— Lebensfluten. Novellen. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
—„— Florentiner Novellen. 4. u. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Bndd. M. 4.50
—„— Phantasieen und Märchen Bndd. M. 3.—
—„— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus
der florentinischen Renaissance. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 5.—, Bndd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Bndd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Bndd. M. 3.—
—„— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Bndd. M. 4.50
—„— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Bndd. M. 3.—
—„— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Bndd. M. 3.50
Lilienfein, Heinrich, Ideale des Teufels
Eine boshafte Kulturfahrt. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Bndd. M. 3.50
Lindau, Paul, Die blaue Laterne. Berliner Roman
2 Bände. 5. u. 6. Aufl. Geh. M. 6.—, in 1 Bndd. M. 7.50
—„— Arme Mädchen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Bndd. M. 5.—
—„— Spitzen. Roman. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Bndd. M. 5.—
—„— Der Zug nach dem Westen. Roman. 11. Aufl. Geh. M. 4.—, Bndd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Bndd. M. 4.50
—„— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit. Fabeln und
Gedichte in Prosa. 2. Aufl. von „Lügenohr" Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-
Lebendige. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Bndd. M. 3.50
—„— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
—„— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
—„— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Niessen-Deiters, Leonore, Leute mit und
ohne Frack. Erzählungen und Skizzen
Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
—„— Im Liebesfalle. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
—„— Mitmenschen. Buchschmuck von Hans Deiters Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Bndd. M. 4.50
—„— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Pantenius, Th. H., Kurländische Geschichten. 2. Tld. Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Bndd. M. 4.—
du Prel, Karl, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Bndd. M. 6.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Bndd. M. 5.—

Raberti, Rubert, Immaculata. Roman. 2 Bde. Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Hymen. Ein Roman. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 1. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—„— Kulturgeschichtliche Novellen. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen Gesamtausgabe. 8. Aufl. (41.—45. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (4. u. 5. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe 2. Aufl. (3. Tsd.) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 3 Bände. 9. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tsd. Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—„— Ludolf Marcipanis und anderes. Aus dem Nachlasse herausg. von H. W. Seidel. 2. Tsd. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine... Roman einer Studentin. 9. u. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die ewige Burg. Roman. 6. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Für Dich. Roman. 16.—20. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Ich harr' des Glücks. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Gib mir die Hand. Roman. 9. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Herzblut. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der du von dem Himmel bist. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die thörichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der arme Konrad. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebestrank. Roman. 11.—15. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Du bist die Ruh'. Roman. 6.—8. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der weiße Tod. Roman. 16.—18. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die letzte Wahl. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman 47.—49. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—„— Geschwister. Zwei Novellen. 30.—34. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Jolanthes Hochzeit. Erzählung 28.—30. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—„— Der Katzensteg Roman. 81.—85. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—„— Das Hohe Lied. Roman. 51.—55. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 7.—



YB 50276
U.C. BERKELEY LIBRARIES
C032274147
262017
Herzog

